CARL VON HOLTEI

EINE BIOGRAPHIE

Carl von Holtei.

Eine Biographie.

II. Prämie zu Kobers „Album" 1856.

1856.

Prag & Leipzig.

Expedition des Albums

Carl von Holtei.

Eine Biographie.

1856.

Prag & Leipzig.

Expedition des Albums.

Vorwort.

Der Verfasser dieses Aufsatzes ist ein bejahrter Mann, den der Herausgeber des „Albums" zufällig auf Reisen kennen lernte. Sie sprachen über mancherlei Gegenstände, kamen auch auf die Mitarbeiter am Album zu reden und daß dessen Unternehmer Willens sei, alljährlich das Portrait eines solchen den Pränumeranten als Prämie zu widmen; daß dem Bildnisse jedesmal eine kurz gefaßte Lebensschilderung beigefügt werden solle; daß Carl von Holtei den Reigen eröffne; daß Herr Kober sich nach Jemand umsehe, der Zeit und Lust habe, besagten Lebensabriß zu schreiben. Der Verfasser hatte schon vorher erwähnt, daß er mit Holtei zwar niemals Umgang gepflogen, ja nicht einmal in oberflächlichen persönlichen Verkehr mit ihm gerathen sei; daß er sich aber auf des Mannes erstes Auftauchen in Breslau, Dresden, Berlin u. s. w. (zum Theil aus eigener Anschauung) sehr

wohl erinnere und sich späterhin, gerade diesen Erinnerungen zu Liebe, viel um Irrthümer, Pläne, Bestrebungen, Gelingen und Mißlingen des fahrenden Poeten, der kaum zwei Jahre jünger sei, als er (der Verfasser) bekümmert habe. Diese Andeutungen genügten dem Herausgeber des Albums, mit einem Antrage, die Biographie betreffend, hervor zu rücken. Vergeblich wendete ich, — denn warum soll ich endlich nicht in der ersten Person reden? — dagegen ein: daß ich kein Schriftsteller von Metier bin, daß ich keine Uebung in derlei Dingen habe und, mit einem Worte: das eigentliche Handwerk, oder die Kunst, (wie man es nehmen will?) nicht verstehe.

„Eben deßhalb," rief Herr Kober aus, „eben deßhalb ersuche ich Sie, die Arbeit zu übernehmen. Sie werden gewiß unpartheiisch sein!"

„So weit ein Mensch überhaupt unpartheiisch gedacht werden mag, — gewiß. Doch vielleicht werd' ich es in zu hohem Grade sein, für Ihren Zweck? Ich würde, übernähme ich wirklich die Aufgabe, Ihren Lesern sein Leben zu schildern, Ihren Herrn Mitarbeiter durchaus nicht schonen, sondern unumwunden über ihn reden, nach meiner individuellen Ansicht und Meinung. Wie leicht ist es denkbar, daß ich ihn dadurch verletze? daß er, gekränkt, beleidiget durch den Mangel an Rücksicht, Ihnen zürnt, da er mir dem Ungenannten und Unbekannten seinen Zorn nicht zuzuwenden, wenigstens nicht auszusprechen weiß? Möglich, daß Sie dann mit ihm zerfallen? daß er nicht mehr für ein Unternehmen thätig sein will, dessen Gründer und Leiter, anstatt ihn, den Mitarbeiter, zu heben und preisen zu lassen, wie es in ähnlichen Fällen Brauch ist, einen Aufsatz in die Welt schickt, der gar vielerlei ernstliche Rügen und Vorwürfe enthalten dürfte? Ueberlegen Sie das wohl, ehe Sie weiter in mich dringen?"

„Da ist nichts zu überlegen," erwiderte Herr K. „Ich glaube

mich in Holtei nicht zu irren, wenn ich annehme, daß ihm die strenge Wahrheit, treffe sie ihn an seinen schwächsten Stellen noch so empfindlich, lieber und willkommener sein wird, als nichtssagendes Lob. Er kennt die Welt zu lange und zu genau, um sich selbst Täuschungen über den Effekt bestellter Anpreisungen zu machen. Daß Sie ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen wollen, dafür bürgen mir die Aeußerungen, die ich aus Ihrem Munde, einige seiner Bücher erwähnend, vernahm. Das Uebrige sei meine Sorge."

So wendete sich's denn, daß ich zuletzt Ja sagte und daß ich vorliegenden Aufsatz schrieb. Die Materialien dazu nahm ich:

Erstens, aus meinen eigenen Erlebnissen, Anschauungen, Erinnerungen; aus der Zeit, wo mein Landsmann Holtei, (denn ich bin auch ein Schlesier,) vor mir in Breslau, später in Berlin (gleichfalls mein Bestimmungsort) sein Wesen und Unwesen trieb.

Zweitens, aus mündlichen Berichten etlicher Freunde, die zum Theil auch die seinigen gewesen sind und hier und da viel mit ihm lebten; so wie aus unterschiedlichen Zeitungen; auch

Drittens, aus seinen theatralischen, lyrischen, erzählenden Schriften.

Viertens, aus seinen „Vierzig Jahren" und den „Grafenorter Briefen."

Ich darf voraussetzen, daß mit diesen Hilfsmitteln das Bild, welches ich sine ira et studio von ihm, seinem Leben, seinem künstlerischen und dichterischen Wirken zu entwerfen gleichsam gezwungen worden bin, ziemlich wahr und naturgetreu ausfallen wird, so weit sich dieß bei Auffassung und Beurtheilung eines fremden Lebenslaufes eben ermöglichen läßt. Denn eben so wenig, wie es möglich ist, die inneren Antriebe dessen, was der Mensch äußerlich thut, immer zu

durchdringen, eben so wenig erscheint es, — (mir wenigstens) — billig, auf gewisse dunkle Parthien eines vielbewegten Lebens zergliedernd einzugehen. Wir haben es zunächst mit dem Schriftsteller zu thun, mit dem Dichter, mit dem Künstler.

Carl Eduard von Holtei ist am 24. Januar 1797 zu Breslau geboren worden. Sein Vater, dessen Vorfahren aus Westphalen nach Kurland, (wo noch jetzt, wenn auch wenige Nachkommen dieses Namens existiren) und später aus Kurland nach Preußen kamen, war der Husarenrittmeister Carl v. H.; seine Mutter Wilhelmine stammt aus dem alten schlesischen Geschlechte der von Keßel. Sie starb sehr bald nach der Geburt des Knaben, der als Waisenkind zurückblieb, in so fern sein Vater außer Stande war, sich des Kleinen anzunehmen. Weder die Verhältnisse, noch die Neigungen des lebenslustigen Cavallerie-Offiziers scheinen dazu gepaßt zu haben. Ihm mußte wie eine schwere Last erscheinen, was der Mutter eine Wonne gewesen wäre. Und hier, bei dem ersten harten Schlage, der den Säugling traf, ehe er noch kaum sein Auge dem Lichte der Welt geöffnet hatte, trat auch schon die wichtige Wendung seines Geschickes ein. Wer vermag zu bestimmen, was aus Holtei geworden wäre, wenn die liebevolle Sorge einer Mutter, (welche von Allen, die sich ihrer noch erinnerten, mir als eine geistreiche, edle, hochbegabte Frau geschildert worden ist,) seine Erziehung geleitet; wenn ihre Hand ihn ins Leben eingeführt hätte? — Sie war hinübergegangen, ohne ihr Kind zu küssen, ohne es zu segnen...

und ein werdender Mensch war des höchsten, des reinsten Erdenglücks, des naturgemäßesten Mittels zur Veredlung seiner natürlichen Anlagen beraubt; beraubt, bevor er noch verschuldet haben konnte, was wie ein strenges Strafgericht über ihn hereinbrach, seine ganze Zukunft verdüsternd. Ich habe von jeher diesem Umstande großen Einfluß auf Holtei's Wesen zugeschrieben und meine Ahnung ist durch ihn selbst bestätiget worden, in einem seiner vor wenigen Jahren erschienenen Bücher,*) wo er in der Einleitung von seiner verstorbenen Mutter rührend spricht.

Eine Schwester seiner Großmutter von väterlicher Seite, an den Freiherrn von Arnold verheirathet und selbst kinderlos, nahm mit Bewilligung ihres Gatten diesen Enkelneffen als Pflegesohn an. Holtei läßt sich in den ersten Bänden der „Vierzig Jahre“ breit genug und nicht immer besonders erbaulich über die ganze Familie aus. Durch Alles was er von seiner Kindheit, vorzüglich von seiner ihn abgöttisch liebenden und dabei schmählich verziehenden Pflegemutter berichtet, blickt ein mühsam zurückgehaltener Groll, der sonst dem gutmüthigen und leichtversöhnlichen Charakter nicht eigen ist und der ihm von oberflächlichen Lesern leicht den Vorwurf der Undankbarkeit zuziehen könnte, wenn er sich an andern Stellen dagegen nicht ängstlich zu verwahren suchte. So viel hat er in jenen merkwürdigen Bekenntnissen bewiesen, daß wenig oder nichts geschah, ihm Festigkeit, männlichen Ernst, ausdauernde Kraft zu geben; daß beim besten Willen seine Erziehung verkehrt betrieben ward; daß er, mitten im Ueberfluße jämmerlich darbte, weil er Mangel litt und schon damals

*) **Der Obernigker Bote**, eine Sammlung von Erzählungen und vermischten Aufsätzen.

empfand an geistiger Nahrung, an consequenter Leitung; mit einem Worte: an jenem unaussprechlichen Segen einer schönen Heimat, worin die Mutter waltet. — Armer Holtei!

Wir sehen den fünfjährigen Knaben einem gutmüthigen, schwachen, doch biedern Hauslehrer anvertraut, der schon nach Ablauf des ersten Jahres einem noch unfähigeren, halbnärrischen Nachfolger weichen muß. — Unterdessen stirbt der alte Geheimrath (erst auf dem Krankenbette gewinnt Holtei den wunderlichen Greis recht lieb, oder gibt sich erst da Rechenschaft von seiner Liebe für ihn) und die verwitwete Baronin kommt mit ihrer kranken Stieftochter überein, den Pflegling in eine große Pensions-Anstalt eintreten zu lassen. Die Landgüter sind verkauft; die städtische Haushaltung erduldet große Einschränkungen; Lakaien und Equipagen werden abgeschafft. Der größere Theil des Vermögens geht verloren, wozu die politischen Ereignisse des Jahres 1806 das Ihrige beitragen, und aus dem Erben bedeutender Besitzthümer wird ein neunjähriger Junge, dem es höchst befremdend vorkommt, sagen zu hören: „Dieß oder jenes sei zu theuer!" Der kleine Poet, der in der ländlichen Heimat bisweilen sich kindisch regen wollen; der in Gebüschen und an Teichen träumte, verschwindet jetzt im städtischen Treiben und wird ganz einfach ein ungezogener Pensionair, ein fauler Schüler. Ach, es thäte ihm so Noth, der fleißigste zu sein. Denn das Vermögen der Pflegemutter schmilzt immer noch mehr zusammen. Nach dem Tode der endlich von ihrem Leiden erlöseten Stieftochter sieht sich die alte Geheimräthin genöthiget, den Jungen wieder ins Haus zu nehmen, weil sie die theure Pension nicht mehr bezahlen kann. Nun kommen die Schulfreundschaften mit ihren guten und schlechten Folgen, mit ihren verführerischen Beispielen, welche letztere nicht ohne Nachwirkung bleiben. Sich selbst überlassen; die alte, leicht getäuschte Frau vielfach hinters

Licht führend, macht das Bürschlein viele Jungen-Streiche und hat es nur seinem Talente zu danken, daß er daneben doch etwas lernt, sich bisweilen in der Schule auszeichnet, auch wohl die Gunst einiger Lehrer gewinnt. — Doch schon steht der böse Geist lauernd hinter der Thüre. Denn er ist unserem Holtei erschienen in Person des größten Schauspielers jener Zeit, (manche seiner Darstellungen anlangend: der größte Schauspieler aller Zeiten,) in Person des Ludwig Devrient. Und war es denn nicht genug, daß dieses unbeschreiblichen Künstlers Blüthezeit gerade in die fantastische Epoche fallen mußte, wo das Kind sich zum Jüngling wachsen fühlt? Mußte Devrient denn auch eine Schwägerin haben, die sich der Bühne widmete, die mit Holtei's Jugendgespielinnen eine und dieselbe Lehranstalt besucht hatte? Die bei kleinen Tanzvergnügungen glänzte? In die sich der Tertianer des Magdaleneums feurig verliebte, als ob es keinen Justinus zu exponiren, keinen Homer zu skandiren gäbe? Ja, so war es! Der schlimmste, zudringlichste aller Teufel: der Theaterteufel hatte den jungen Herrn beim Kragen und sich loszumachen fehlte Kraft und Wille. Da läßt sich weiter nicht viel darüber sagen. Es bleibt die alte Geschichte, die sich bis heute täglich wiederholt. Auf der einen Seite widerstrebende Gewalt, die doch nicht entschieden genug eingreift, weil es ihr an Umsicht und Energie, auch wohl an zweckmäßigen Mitteln mangelt; auf der andern: Knabenlist, scheinbare Entsagung, erzwungener Gehorsam, den man durch thörichte Nachgiebigkeit bisweilen belohnen zu dürfen wähnt. Was man thun könnte, um den Schauspieler vorbereitend heranzubilden, vermeidet man, weil schon der Gedanke an solche Möglichkeit erschreckt. Was der junge Bursche thun soll, um eine andere Richtung mit Ehren verfolgen zu können, thut er entweder gar nicht, oder nur halb. Glücklich

noch, wer aus ähnlichen Conflicten nicht als vollendeter Heuchler hervorgeht. Das scheint Holtei's Fall freilich nicht gewesen zu sein. Er hat seine Theaternarrheit immer ehrlich zur Schau getragen. Hat dieß so keck gethan und diese Keckheit hat ihn frühzeitig in so bedenkliche Verbindungen gelockt, in so peinliche Situationen verstrickt, die er in seinen Memoiren ergötzlich beschreibt, daß es mit ihm, nach dem alten Ausdruck: zum Biegen oder Brechen kommen mußte. Fürs Erste bog er sich; er beugte sich, gedemüthiget von den Nachwirkungen einiger albernen, unbedeutenden Knabenstreiche; beugte sich so tief, daß er sich ohne Widersetzlichkeit aufs Dorf schicken ließ, um dort als Eleve der Ackerwirthschaft einzutreten. Seine erste Liebe war mittlerweile eine zweite geworden, doch nur was den Namen, die Person des Gegenstandes, betrifft. In seinem Herzen war es noch immer die erste, denn sie gehörte ja auch einer Schauspielerin. Und wer möchte zweifeln, daß der theatertolle Jüngling von sechszehn Jahren eben nur diese liebt? Ihm ist jede dieselbe, heiße sie so oder so! Eigentlich liebt er ja doch nur die Bühnenwelt in ihr. Beweis genug, daß kein anderes Mädchen, sei es noch so reizend, ihn interessirt. Ein Mädchen, welches nicht zum Theater gehört, ist in dieser Beziehung gar nicht vorhanden; höchstens läßt er's als schwesterliche Freundin, — als Vertraute gelten.

Der Abschnitt, in welchem Holtei die Trennung von Breslau und von Natalien, die Ankunft in Obernigk beschreibt, bildet den Schluß des ersten Bandes der „Vierzig Jahre." Ich werde noch häufig in die Nothwendigkeit versetzt sein, ihn als Schriftsteller zu tadeln; deßhalb laß' ich hier nicht unerwähnt, daß ich diese Beschreibung sehr anmuthig finde und sie mit Theilnahme immer wieder gelesen habe.

Da sitzt er denn in Obernigk; in dem Dorfe, dessen

Walddust mehr oder weniger durch des Dichters ganzes Streben und Sehnen zieht, wie ein Hauch frommen Heimweh's. Hat er doch sonst keine Heimat, als diese selbstgeschaffene!

Wer aber meinen wollte, er habe sich dort beruhiget; habe an dem Entschluße: ein biederer Landmann zu werden, fest gehalten; die Entsagung, die er mit hinausgebracht, habe länger gedauert, als vierundzwanzig Stunden, — der beurtheilt unsern Freund sehr falsch. Im Gegentheil: Das Theater hielt ihn bald fester, wie vorher. Auf den Wiesen bei der Heuernte; im Walde bei den Holzfällern; auf dem sonnenglühenden Getreidefelde bei den Schnittern, immer und überall stieg das verhängnißvolle Brettgerüst für ihn aus dem Boden. Und weil er an Natalien nur sentimentale Episteln befördern, mit Schauspielern nicht umgehen, den scenischen Vorstellungen nicht mehr beiwohnen kann, so wirft er sich auf die dramatische Poesie und dichtet Schauspiele, auch Operntexte, die er zwischen Wirthschaftsrechnungen und Monatsschlüssen sorgfältig vor den Augen seines alten Oheims, des fast kindischen Baron Riebel von Löwenstern, und vor jenen schärferen, des Gutsherrrn Wolfgang Schaubert, genannt der Amerikaner, zu verbergen sucht. Doch nur bis beide einmal ins Glas geguckt und sich trinkend erheitert haben. Dann rückt er dreist mit allem Unheil vor und singt zur Guitarre, daß es eine wahre Lust ist.

Ein Jahr ist kaum verstrichen, da erweiset Napoleon dem jugendlichen Dorf-Dichter die ganz besondere Gefälligkeit, Insel Elba zu verlassen, und Preußen erweiset ihm die noch größere, alle waffenfähige Mannschaft abermals in Feld zu rufen. Daß der große Heerführer, die ihm zugewiesene Insel aufgab, um noch einmal über größere Länder zu herrschen, das steht fest. Ob aber Holtei lediglich in der Absicht, jene herrschsüchtigen Pläne bekämpfen zu helfen, von Obernigk

forteilte? wag' ich nicht zu entscheiden. Ich wittre so etwas, von Nebenhoffnungen dabei, und ich möchte darauf schwören; sogar aus dem blutgetränkten Kriegstheater stieg in seiner Phantasie wieder das unvermeidliche andere Theater, mit seinen öhlgetränkten Coulissen empor?! — Er gesteht es übrigens selbst mit dürren Worten ein, wie ich so eben nachlese.

Seine Soldatenlaufbahn ist durch den Pariser-Frieden, welcher dem in langsamen Märschen wandernden schlesischen Reserve-Armee-Corps rasch entgegen kam, abgekürzt worden. Die militairische Disziplin scheint geringe Nachwirkung auf ihn geübt zu haben. Doch mag sein Leben als freiwilliger Jäger für Entwicklung männlicher Selbstständigkeit günstig gewesen sein, welcher daheim die Einflüsse weibischer Umgebung hindernd entgegen traten. Zur Besiegung theatralischer Gelüste trug es desto weniger bei. Diese meldeten sich vielmehr nach der Rückkehr aus Quedlinburg, wo die schlesischen Jäger kleben blieben, stärker als je. Bei dem Detachement war auch der zu seiner Zeit als „Kunstredner" vielbelobte Theodor Baron Sydow eingetreten, war Holtei's Nebenmann in Reih' und Glied geworden, und hatte ihn in seine Deklamationsübungen so weit hineingezogen, daß wir den Schüler neben dem Lehrer öffentlich auftreten und nachsichtige Huld der Quedlinburgerinnen erringen sehen. Gern wäre er von dort ins Weite gelaufen, um sich einer herumziehenden Truppe anzuschließen. Doch das ließ sich nicht durchführen. Die Compagnie erhielt Ordre, sich erst in Breslau aufzulösen und sein Hauptmann bemächtigte sich seiner, um ihn nach Potsdam mitzunehmen, (wo er, der Hauptmann, sich vermählte und wo der schon damals gern bereite Gelegenheits-Dichter, die Ehre genoß, sein Carmen vom Feldprediger, später Bischof Eylert, vortragen zu hören;) erst nach vollbrachtem Traungs-

akte holten Gönner und Schützling ihre Compagnie auf dem Marsche wieder ein.

Sollten Holtei's Verwandte die Absicht gehegt haben, ihn wieder zwischen Furchen der Obernigker-Ackerpflüge zu bannen, so hätten sie müssen sehr energische Mittel anwenden. Dergleichen scheinen aber auch dem sogenannten Vormunde, dem bei seinem Freunde Wolfgang Schaubert domicilirenden Baron Riedel nicht geläufig gewesen zu sein. Der aus dem Soldatenstande tretende Jüngling stützte sich auf einen zu Gunsten der preußischen Freiwilligen erlassenen Kabinetsbefehl, der diesen, auch wenn sie vor ihrem Ausmarsch das Universitäts-Examen noch nicht abgelegt, dennoch gestattete, als akademische Zuhörer einzutreten, unter Vorbehalt, die Prüfung pro maturitate nachträglich zu bestehen. Er erklärte sich Willens „Student zu werden" uud nahm vorläufig allerlei Kollegia an, die er zwar dem Quästor bezahlte, doch sehr selten besuchte. Der Umgang mit lustigem Volke der verschiedensten Gattung prophezeihte schon den einstigen Verfasser der „Vagabunden." Doch das sentimentale Bedürfniß eines stets nach Liebe strebenden Herzens, führte ihn bald ausschließlich dem Theater wieder zu, wo jene schon vor dem Ausmarsch angebetete Schöne noch engagirt war.

Vom wichtigsten Einfluße, — ich will nicht gerade sagen daß es der günstigste gewesen, — wurde die Bekanntschaft mit Carl Schall. Dieser Mann, der mehr als irgend Einer, eine eigenthümliche nur im ehemaligen Breslau mögliche Stadtfigur genannt werden darf, gehört zu denjenigen Litteraten Deutschlands, deren schriftstellerische Leistungen unendlich weit hinter ihren Talenten, hinter ihrer geistigen oder wissenschaftlichen Bildung zurückgeblieben sind. Er hat etwa sieben bis acht Conversationslustspiele geliefert, die heut zu Tage, mit Ausnahme der „Unterbrochenen Whistpartie" total ver-

gessen wurden. Was er durch Umgang, Gespräch, Lehre und Beispiel anregend, fördernd, unterrichtend, vielleicht aber auch hemmend, oder verwirrend gethan, ist unglaublich. Holtei mag viel von ihm gelernt haben, mag durch ihn häufig ermuntert worden sein, nachzuholen, was er früher versäumte; doch, wie ich Schall zu kennen glaube, (und ich habe in vertrauten Verhältnissen mit verschiedenen seiner Jugend- und spätern Freunde gelebt!) war er durchaus nicht der Mann, in dessen Schule ein leichtsinniger, wie das Schilfrohr im Winde schwankender, jedem Eindruck empfänglicher Mensch von Holtei's Gattung prosperiren konnte. Ich meine hier nicht von Seite der Moralität. Damit war es bei Schall gewiß auch sehr schwach bestellt; aber es fehlte ihm dabei nicht an edlen Regungen und im schlimmsten Falle wäre sein böses Beispiel immer relativ ein gutes gewesen, verglichen mit anderen Genossen unseres Studenten.

Ich meine die gänzliche Haltlosigkeit im praktischen Leben; die verkehrte Stellung zwischen stubenhockender Vielwisserei und geselliger Universalität, die Schall einnahm, bald so, bald so, wie gerade Laune und Gelegenheit sich fanden. Für einen charakterfesten, ein ernstes Lebensziel verfolgenden Jüngling, konnte Schalls Umgang ein Glück werden, durch seinen erfrischenden, erheiternden, gewandten Geist. Für einen hin und her Suchenden, auf schwachen Füßen Stehenden, nach poetischen Träumen Haschenden war er ein Unglück. Vielleicht nicht minder schwer, als der frühe Tod der Mutter. Andererseits dürfen wir jedoch nicht vergessen, daß sich um Schall nicht allein Schauspieler und andere Künstler sammelten; daß sein kleines Arbeitszimmer auch der Vereinigungsort berühmter Gelehrten und anderer bedeutender Männer stets gewesen und daß dadurch Holtei als vieljähriger Wagner dieses Faust mannigfache Berührungen fand, die nicht ohne Bedeutung

für seine geistige Entwicklung geblieben sind. Was er während dieser Zeit fürs Theater zu schreiben versucht, muß wenig Beruf verrathen haben, oder doch sehr flüchtig und übereilt gearbeitet gewesen sein, denn er gesteht ein, daß Schall ein Drama nach dem andern als mißlungen zurückwies, worauf denn jedesmal das Manuskript in rührender Entsagung verbrannt wurde. Auch von den Schauspielergaben seines langen mageren Famulusses hat der dicke Herr nichts gehalten. Dennoch ist ihm dieser aus den Händen entschlüpft und hat sich, auch seine Pflegemutter schlau beschwichtigend, für einige Monate heimlich auf die Bretter zu stehlen gewußt, welche die Welt bedeuten Seydelmann befand sich als theatralischer Anfänger bei der breslauer Bühne. Durch ihn wurde Holtei, der dem Freunde die heißesten Wünsche anvertraut hatte, nach Grafenort, in der zu Preußisch-Schlesien gehörigen Grafschaft Glatz empfohlen, wo der Reichsgraf zu Herberstein auf dem kleinen Schloßtheater ein Jahr ums andere spielen ließ. Es bestätigte sich daselbst, was sich schon früher in Obernigk, in Quedlinburg, in Potsdam gezeigt, und was sich durch Holtei's ganzes konfuses Leben fortdauernd bewährt, daß er, mit all' seinen tadelnswerthen Eigenschaften, unfehlbar viele gute vereinen muß, weil er überall Gönner und Freunde gewinnt, die an ihm festhalten, bis der Tod sie von ihm trennt. So ist es auch in Grafenort gewesen. — Dort fand er endlich Gelegenheit, sich und sein bezweifeltes Schauspielertalent thätig zu prüfen. Leider! möchte ich ausrufen, machte er Glück und errang den Kranz. Leider! wiederhole ich; denn wer weiß, ob ohne diesen aus grafenorter Herbstlaub für seinen Kopf geflochtenen Kranz, besagter Kopf nicht doch vielleicht von seinen hartnäckigen Schauspieler-Plänen abgestanden wäre? Nun freilich war dem Fasse der Boden ausgeschlagen. Im Eichenkranze saß auch ein Rosenknöspchen,

von der Hand der Liebe hineingeflochten; und wer Luise Rogée gekannt, gesehen, gehört, — wenn schon, wie auch ich, nur auf der Bühne, — der wird sich nicht wundern, daß es kam, wie es gekommen ist. Der November trennte die Liebenden. Luise mußte nach Berlin zum Hoftheater, Karl nach Breslau ins „Philisterium.“ Denn als solches erschien die Universität jetzt dem Studenten, der vom Champagnerschaume der Kunst genippt hatte; dem seine Kommilitonen bei ihren Biergläsern sammtlich Philister waren. Schall gab nichts auf die grafenorter Beifallsspenden, sondern fuhr fort zu zweifeln und zu warnen.

Sein ewiges Predigen, vielleicht mehr noch van der Velde's freundschaftliches Einschreiten, erzweckten doch etwas Gutes. Letzterer, selbst ein leidenschaftlicher Schauspielfreund und ausübender Dilettant auf Privatbühnen — (siehe seine Erzählung: „Das Liebhabertheater,“ die sich auf Erlebnisse in der kleinen Stadt Winzig gründet,) — griff das Ding klüger an, wie Schall. Er hielt sich gar nicht mit Zweifeln am Talente auf; gab vielmehr alles zu, was Holtei darüber versicherte; setzte ihm aber, als er ihn vertraulich gemacht, auseinander, daß ein guter Schauspieler etwas gelernt haben müsse; daß ein so junger Mensch noch immer Zeit habe, den Sprung aus dem Parterre auf die Bretter zu wagen; daß sich dieser Sprung weit schöner ausnehmen werde, wenn vorher der Beweis geliefert sei, man wolle nicht dadurch als fauler Tagedieb ernsteren Studien entspringen. Also, erst studieren, — dann Komödie spielen! sagte van der Velde. Dieß verständige Wort wurde Fleisch.

Wendete sich nun auch der Student nicht der Wissenschaft ausschließlich zu; hegte er noch andere Götzen daneben; strengte er sich nicht übermäßig an: immer geschah doch etwas und er kam, durch Beihilfe des Polyhistors P. F. Kanngießer,

so weit, die Maturitäts-Prüfung glücklich nachzuholen. Studenten-Verbindungen, burschikose Aufzüge und was dahin gehört, vermochten sogar, ihn auf kurze Fristen vom Theater abzuziehen, wohin jedoch unterschiedliche erotische Verirrungen ihn immer wieder zurückbrachten; obgleich das Andenken an Luisen ihn billig von letzteren hätte fern halten sollen. Dieses aber verblich von Tage zu Tage. Eine Sommerreise, die er (1817) mit dem Komiker Schmelka nach Berlin unternahm, um einige kleine Lustspiele der Generalintendanz der königlichen Schauspiele anzubieten, anstatt sein Verhältniß mit Luisen neu zu knüpfen, lösete es völlig. Die junge Hofschauspielerin scheint den breslauer Studenten nicht mehr so günstig angesehen zu haben wie im vergangenen Jahre den grafenorter Schauspieler? Vielleicht auch lag die Schuld an ihm. Genug er kehrt, den nahe bevorstehenden Bruch schon ahnend, nach Breslau zurück und schwankt, durch nachsichtige Aufnahme verschiedener literarischer Beiträge für Zeitschriften ermuthiget, ob es nicht kluger sei, sich ganz der Schriftstellerei zuzuwenden? Unterdessen sagt sich Luise schriftlich von ihm los und sie senden sich Briefe, Geschenke und Locken gegenseitig zurück.

Wahrscheinlich noch unter dem Einfluße dieser Trennung, wirft er sich plötzlich auf die Tragödie und dichtet ein fünfaktiges Trauerspiel, — (nebenbei will ich erwähnen, daß es derselbe korsische Stoff gewesen, woraus Halm den „Sampiero" gebildet!) — welches Freund Seydelmann mit seiner schönsten Handschrift kopirt, welches aber auch in dieser anmuthig-kalligraphischen Form vor Schall eben so wenig Gnade findet, als sämmtliche vorhergegangene Scherze; welches sogar vom milderen van der Velde für mißlungen gehalten, und sogleich, als unreife Frühgeburt, abermals den Flammen überantwortet wird. Was Autographensammler, die von Seydelmann wenig

oder nichts besitzen, lebhaft beklagen dürften. Dieser Fehlgriff thut anderweitigen schriftstellerischen Versuchen und lyrischen Ergüssen, die ihren Weg in unterschiedliche Tageblätter finden, weiter keinen Eintrag.

Mitten in dieses städtische Treiben dringt auf einmal wieder ein Nachklang angeborner ländlicher Sehnsucht. Er folgt diesem, besucht die obernigker Freunde und wird plötzlich von einer fast krankhaften Begierde erfaßt, auf dem Dorfe zu leben. Nicht etwa als Eleve der Landwirthschaft, — daran denkt er nicht; — sondern als idyllisch wohnender Dichter, der ein „Beatus ille" auf den Giebel seiner Villa schreiben darf. Unglücklicherweise muß ein englischer Militärarzt sich kürzlich dort angekauft haben, um seine Pension aus Pfunden in preußische Thaler umgesetzt besser zu genießen, und muß sich bereit erklären, die kleine Besitzung (versteht sich mit Profit!) an Holtei wieder zu verkaufen. Dieser geht, wie er sich selbst darüber ausdrückt: „von der obernigker Aristokratie ermuthiget," darauf ein; die alten Herren, wohl mehr ihre eigene Unterhaltung, als sein Lebensgeschick im Auge, waren selbstsüchtig genug, diese unsinnige Idee vortrefflich zu finden Eine ganze Nacht träumt er in wirren Erscheinungen von „Tauben, Hühnern, Blumen, Schafen, Dichterwerken, Jagd, Vogelfang und Waldeinsamkeiten." (Da haben wir den Sänger der „Stimmen des Waldes" schon im Ei!)

Er eilt nach Breslau zurück und überredet die uralte Frau Geheimräthin-Pflegemutter, resp. Großtante, daß sie sich ungleich besser auf dem Dorfe ausnehmen werde. Auch in dieser ehemaligen Gattin eines ehemaligen sehr reichen Gutsbesitzers erwachen lockende Träume von Garten, Feld und Flur. Sie läßt sich beschwatzen. Kauf, Einrichtung, Umzug werden hastig betrieben. Nach einigen Wochen schon sitzen die blinde Baronin Arnold und der einundzwanzigjäh-

rige Holtei in der obernigker Villa, von allerlei Vieh umgeben. Daß die Herrlichkeit nicht lange dauern würde, hätte sogar die alte Blinde vorhersehen können. Der ländliche Besitz förderte vielleicht einige geistige Fortschritte durch belehrende Lektüre bei schlechtem Wetter; mag auch durch seine waldig grüne Umgebung dem jungen Mann hin und wieder segensreiche Weihestunden frommer Einsamkeit gespendet haben; im Ganzen bezweckte er doch nichts, als ein stetes Hin- und Herlaufen zwischen Dorf und Stadt: heute dem Gesang der Waldvögel lauschend, morgen die breslauer Schauspieler aufsuchend; und übermorgen einige flotte Studenten mit hinausführend, um die alte Pflegemutter und die übrigen „alten Häuser" in O. zu bekneipen! Begreiflicherweise fehlte es weder in der Stadt, noch auf dem Lande an kleinen Liebeleien, von denen eine der letzteren vorzüglich zart und naiv gewesen sein muß. Es war eine Fremde, Durchreisende, die unser Freund in seinen Memoiren so anmuthig beschreibt: „aus Wellenschaum und Rosenblut gewoben" nennt er sie. Sie zog wie eine Erscheinung aus höheren Sphären durch jene Nadelholzwälder. Der junge Dichter wußte sich keinen andern Rath, seine Wehmuth zu besiegen, als daß er mit einigen akademischen Freunden eine Herbstfußreise in die schlesischen Berge bis Sachsen und Böhmen hinein unternahm. Die deutsche Bühne verdankt jener Burschenfahrt und ihren lange lebendig gebliebenen Eindrücken den hübschen Text zu Gläsers Oper „Adlers Horst," der kürzlich in Berlin wieder Glück machte und wegen seiner Naturtreue belobt wurde. Darum ihr jungen Leute, nehmet euch nur Zeit zu schreiben, bis ihr recht viel gesehen und erlebt habet. Denn was man nicht (innen oder außen) durchmachte, läßt sich verzweifelt schwer schildern.

Im Oktober wollte sich der obernigker „Häusler", von

seinen Anschauungen voll, behaglich und fleißig einwintern, — da rief ihn der Empfang des Kronprinzen, den die Studenten feiern wollten, schon wieder in die Stadt. Holtei genoß die Ehre, seinen Königssohn im Namen der Viadrina anzusingen. Bei dieser Gelegenheit gerieth er grafenorter Werbern ins Netz. Es wurden für dort wieder Schauspieler gesucht. Die Möglichkeit, Luisen noch einmal da zu begegnen, wo er sie zuerst gefunden, erfüllte ihn mit zauberischer Macht. Er ließ Obernigk Obernigk sein und eilte nach den glatzer Bergen.

Doch dießmal hatte die Stimme des Herzens gelogen. Luise war nicht anwesend, wurde nicht erwartet, — man vermied, in seiner Gegenwart ihren Namen zu nennen. Er warf sich kopfüber in die Wellen des Theaterstrudels, spielte kurz und klein durcheinander, fischte wohl auch im Trüben, was einige junge Schauspielerinnen betrifft, und stellte sich mit Anfang Dezember, nicht besser und nicht klüger, im flachen Lande wieder ein.

Von den Studentenfreundschaften greift eine tiefer in sein Herz und Leben. Josef war katholischer Theologe, zögerte aber noch, sich entschieden fürs Priesterthum zu bestimmen. Die zwei Busenfreunde tauschen bisweilen die Rollen: heute möchte der Eine mit Holtei die Bühne besteigen; morgen möchte der Andre mit Josef ins Alumnat eintreten. Doch er ist Protestant — und zuletzt geräth er auf die Idee, ob es nicht zweckmäßig sei, seine rhetorischen Gaben, (die in geselligen Kreisen in und um Obernigk allgemein bewundert werden), der lutherischen Kanzel zu widmen?

Freilich müßte dann auch das Hebräische wieder vorgenommen werden und davor hegen Herr Karl von Holtei, seitdem sie vor Jahren ihr altes Testament an den Bücher-Juden „verkeilt" haben, eine heilige Scheu. Predigen, sich

bewundern lassen, wäre charmant; doch vorher noch drei Jahre angestrengten, ernsten Studien widmen, behagt weniger. Wir dürfen dreist annehmen, daß daraus nichts geworden wäre, auch ohne den Vorfall, den er possierlich genug erzählt, und den wir hier nur anzudeuten Raum haben: wo der künftige Gottesgelehrte in argen Konflikt geräth zwischen einem besoffenen Bajazzo und einem hochgestellten Geistlichen, — in welchem ich, meinen breslauer Reminiszenzen gemäß, den verstorbenen Konsistorialrath F. zu erkennen glaube.

Hat doch der Prediger in spe unterweilen ein Lustspiel zu Stande gebracht, welches endlich Schalls Billigung erhält und welches im Mai 1819 zur Aufführung auf dem breslauer Theater gelangt. Ich wohnte, ein junger vierundzwanzigjähriger Beamter, dieser Vorstellung bei und darf behaupten, daß sie sehr beifällig aufgenommen wurde. Anschütz trug die niedlichen Verse meisterlich vor; von den fünf Damen ließen einige viel zu wünschen übrig; am meisten diejenige, die meine Nachbarn mir als des Dichters dermalige Geliebte designirten. „Die Farben“ (so heißt das Stück) gefielen mir; die Geliebte nicht. Sie kann ihm eben auch nicht allzu fest ins Herz gewachsen gewesen sein, sonst hätte er ihr nicht so schnell den Rücken gewendet, wie nur Luise Rogée in Breslau einzog. Diese holde, jungfräuliche Künstlerin fand sich zu einem Gastspiele von Berlin ein. Holtei hatte seinen „Farben“ rasch ein zweites Stück folgen lassen, „Die Königs-Linde“, welches am dritten August, zu unseres guten redlichen Friedrich-Wilhelms Jahresfeste gegeben ward und wirklich Begeisterung erweckte. Die junge berliner Hofschauspielerin sah aus der Loge zu. Ich besinne mich noch sehr gut, wie freudig sie ihre Hände regte. Der kleine Sukzeß mag dann auch das Seinige zur Versöhnung mit dem Autor beigetragen haben.

Noch während ihres Gastspieles ließ sie sich, in Begleitung ihrer Pflegemutter, nach Obernigk zu seiner Pflegemutter von ihm geleiten; und weil der Gärtner so eben Myrthenstöcke beschnitten hatte, und weil die abgeschnittenen Zweige auf dem Tische in der Laube lagen, so fand und wand sich der Kranz, der die Verlobung schmücken durfte, wie von selbst.

Aber die Verlobung mit einem auf dem Dorfe als Freihäusler angesessenen Studenten der Philosophie, der noch nicht im Klaren ist, ob er lutherischer Prediger oder katholischer Priester werden will, wäre für jedes Mädchen, für eine Schauspielerin vorzüglich, ein Ding ohne Zukunft gewesen. Da ging man denn weiter und berieth das Wann? das Ob? das Wie? Und da zeigte sich, daß des Bräutigams Vermögen schier auf Null reduzirt war. Und da erhob sich Luise und fragte den dicken Schall: warum soll er denn nicht Schauspieler werden? Weil er kein Talent hat, erwiederte Schall. —

Aber da ging's ihm schlecht. Luise und deren Pflegemutter lobten Holtei's grafenorter Leistungen über den grünen Klee. Und die Pflegemutter sprach: Würde ich, eine erfahrene Schauspielerin, meine Luise einem Menschen geben, der uns zuletzt doch unter die Komödianten läuft, wenn ich nicht so sicher wüßte, daß er ein höchst bedeutendes Talent, einen ausgesprochenen Beruf besitzt?" Schönen Damen gegenüber — (die Pflegemutter hatte auch beaux restes) — konnte Schall niemals Nein sagen. Dafür habe ich den Dicken gekannt.

Daß dieser Dicke nun seine Einwilligung, halb aus Nachgiebigkeit, halb aus Ueberzeugung, endlich dazu ertheilt, sein Schatten Holtei dürfe thun, was bisher unthunlich geschienen, wollte ich mir — die Schwäche menschlicher Natur im Allgemeinen und Schalls im Besonderen vor Augen — noch gefallen lassen. Daß sie jedoch übereinkamen, der junge Breslauer solle diesen Schritt in seiner Vaterstadt unterneh-

men; Angesichts des schlesischen Adels, der nächsten Verwandten, des ganzen hochpreislichen Philisteriums, — dazu gehörte ein starker Glaube. Und wie das erste Gerücht davon durch die Stadt drang, fand es auch nur Zweifler und Ungläubige. Doch es gibt nichts Unsinniges, was nicht unter Umständen möglich würde. Ermöglichte doch Schalls rathgebende Weisheit den fast noch größeren Unsinn, als erstes Debüt den Mortimer in Schillers Maria Stuart auszusuchen. Ich verstehe nicht viel vom Schauspielerwesen, habe nie tiefere Blicke in die Technik desselben gethan; aber daß „Mortimer," eine Rolle, an deren drittem Akte jeder bedeutende Künstler scheitern muß, nicht geeignet sei, das Schicksal eines Anfängers günstig zu gestalten, darüber war ich schon damals mit mir im Klaren; und mit mir alle meine Bekannten Nichts desto weniger ging das Unglaubliche vor sich. Herr Karl von Holtei stand am fünften November 1819 als Mortimer auf dem Komödienzettel, und wo ein solches Blatt an einer Ecke klebte, standen die guten Breslauer darum und Einer sagte zum Andern: „Na, da hat er's also durchgesetzt!" Die Meisten fügten hinzu: „Es wird auch darnach sein!"

Die Wahrheit zu gestehen: es war ungleich besser, als ich mir's vorgestellt, — und dabei auch wieder schlechter. Denn daß ein Mensch von zweiundzwanzig Jahren auf der Bühne seiner Vaterstadt zu erscheinen wagen würde, mit so geringer Gewalt über den mimisch-plastischen Theil der Aufgabe, hätt' ich doch nicht geahnet; und insofern fand ich es schlechter, wie die Erwartungen, die ich mitgebracht. Was aber den rhetorischen Theil anlangt, so brachte er wieder vieles zu Gehör, was gut, einiges, was vortrefflich hätte genannt werden dürfen, wäre das Sprechorgan in den oberen Lagen harmonischer ausgebildet gewesen. Diejenigen, die

ins Schauspiel gegangen waren mit der Hoffnung auf ein Skandälchen, hatten ihr Geld weggeworfen. Die Sache ging anständig vorüber und die allgemeine Stimme sprach: er hat sich im Ganzen leidlich genug aus der Affaire gezogen. Dabei blieb es denn auch. Holtei spielte weiter, wurde engagirt und nach Bedürfniß in größeren und kleineren Rollen, in ernsten und komischen, in Singspielen und Tragödien hin- und hergeworfen, ohne sich in der Meinung des Publikums zu heben. Er hatte viele Gegner und wenn er hier und da Beifall erntete, so hieß es: dieser gehe nur von seinen Freunden, den Studenten, aus Manches, was ich von ihm sah, ließ mich doch bisweilen muthmaßen, es stecke mehr dahinter, als zutage kommen wollte, was aber unter diesen Verhältnissen und vor diesem Publikum eingeschüchtert werden mußte. Dieß waren dazumal meine Gedanken. Ich fühlte oft Mitleid für den Aermsten, der sich so viel Mühe gab und es Keinem recht machen konnte. Deßhalb war ich froh, wie ich hörte, er verläßt Breslau.

Hier war offenbar ein wichtiger Wendepunkt für Holtei's Leben und Bestimmung. Machte sich der unterdrückte Schauspieler kräftig von den Einflüssen der Heimat, von verwandtschaftlichen Rücksichten, von breslauer Freundschaften, von Schalls zwar belehrendem, doch auch hemmendem und städtischem Uebergewichte los; ging er dreist in die Ferne und übte sich unter irgend einem praktischen Theaterdirektor tüchtig ein, so konnte nicht fehlen, daß er ein bedeutender, vielleicht ein großer Schauspieler wurde. Denn die Mittel und Fähigkeiten, dieß zu sein, hat er ja später, ohne die nöthige Routine, ohne vorhergegangene Lehrjahre, theils als dramatischer Vorleser, theils sogar als Darsteller eigener Stücke in größeren Städten, obgleich durch allerlei Mängel beeinträchtigt an den Tag gelegt. Aber einen so

determinirten Entschluß erschwang sein Wille nicht. Er begnügte sich, mit einem Studiosus der Medizin, welcher eine schöne Stimme besaß und hübsche Lieder zur Guitarre sang, eine sogenannte Kunstreise anzutreten; dieser singend, er Gedichte von seiner eigenen Fabrik deklamirend. Die beiden Freunde zogen von Ort zu Ort und gewannen sich wohlwollende Hörer.

Sie gelangten auch nach Dresden, wo sie, beifällig aufgenommen, durch ihre Gönner, besonders durch Ludwig Tieck, der Holtei'n liebevoll sein Haus öffnete, ernstlich gewarnt wurden, dieses Umherziehen fortzusetzen. Alle verständige Menschen riethen ihnen an, sich mit Ernst und Fleiß einer soliden Bühne anzuschließen. Der junge Sänger wurde nach Leipzig befördert und unserm Deklamator öffneten sich die Hallen des königl. Hoftheaters, wo er als Juranitsch in Körners „Zriny," den er noch nicht gespielt, zur Probe auftreten mußte. Diese Probe fiel eben nicht günstig aus. Dennoch wollte die Direktion es weiter mit ihm versuchen. Er jedoch hatte den Muth verloren; wohl auch die Lust. Berliner Briefe hatten ihm gemeldet, daß Luise zum Sterben krank darnieder liege. Es war Nacht um ihn. Er entfernte sich von Dresden wie ein Flüchtling, trieb sich zwischen einigen kleinern Komödiantentruppen herum, gerieth in Noth, kehrte nach Dresden zurück, verweilte daselbst noch einige Zeit, ohne festen Plan, ohne männlichen Entschluß; machte die Bekanntschaft mehrerer junger Berliner und Anderer (von denen wir Karl Immermann heraus heben,) ließ sich von diesen wahrscheinlich das Theaterleben völlig verleiden, — und wußte sich endlich gar keinen Rath mehr, als nach Schlesien zu melden, daß „der verlorene Sohn" bereit sei, heimzukehren, wenn man ihn — auslösen wolle. Die Ankunft des berühmten Schauspielers Pius Alexander Wolff (Göthe's frü-

herer Schüler und Liebling,) in dessen Familie Luise das letztvergangene Jahr zugebracht und die Todesgefahr überstanden hatte, trat wie ein Deus ex Machina in Szene. Wolff erklärte, daß Luise zwar mit dem Leben davon gekommen, doch fürs Erste unfähig sei, beim Theater zu bleiben; daß sie sich bereits auf dem Wege nach Grafenort befinde, wo sie bei ihrer Pflegemutter sich, wenn möglich, erholen solle. Diese Nachricht gab den Ausschlag: Holtei schrieb an Schall, er sei zur Erkenntniß gekommen, daß er keinen rechten Beruf zur Schauspielerei besitze und zurücktrete; zugleich ermächtigte er den breslauer Freund, diese Erklärung in seiner Zeitung kund zu machen. Schall hatte nichts Eiligeres zu thun, als diese ganz unnütze Kundmachung zu erlassen und eine Anmerkung beizufügen, worin er sich von jeder ihm in die Schuhe geschobenen Mitschuld an Holtei's Bühnenauftritt lossagte.

Als dieses Artikelchen aus den Spalten der breslauer Zeitung hervorschielte, tadelten die meisten Leser den Rücktritt eben so bitter, wie sie im vergangenen Jahre den Auftritt getadelt. Viele mochten befürchten, daß ihnen jetzt ein willkommener Gegenstand feindseliger und höhnischer Beurtheilung entzogen bleiben würde? Sie durften darüber vollkommen ruhig sein. Unser Freund war stets bereit, ihnen den Stoff nicht ausgehen zu lassen und that immer das Seinige dafür.

Schon kurze Zeit nach seinem Einzug ins obernigker Landhäuschen, ehe noch die Wunden, die jene ziel- und heillose Irrfahrt ihm geschlagen, recht verharscht sein konnten, knüpfte er mit Luisen wieder an. Die freudigen Aussichten für gemeinsames glorreiches Wirken auf der Bühne waren verschwunden. Er hatte entsagt; sie wußte nicht, ob sie jemals wieder das Feld werde betreten können, auf welchem ihre anmuthige Erscheinung so manchen reinen Sieg erlebt

und sie zu einem Schooskindlein des berliner Publikums gemacht hatte. Zwei Entsagende — und eine Hütte!

Es ist toll genug; es ist kaum zu glauben, daß die Pflegemütter nicht Nein! riefen.

Aber sie sagten Ja! und am vierten Februar 1821 verband der alte Pastor Woite Karl Eduard von Holtei mit Luise Rogée, in der obernigker kleinen hölzernen Dorfkirche, als Ehepaar.

Dort schneieten sie ein; die junge Frau krankte fort; der junge Mann schrieb Dramen und las den guten obernigker Freunden Shakspeare vor; die alte, blinde Pflegemutter keifte, eifersüchtelte, verdarb den Liebenden die Flitterwochen. Eins zum Andern gerechnet, hieß die Summe: es ist nicht zum Aushalten! Und als der Frühling nahete, lasen wir Breslauer auf den Anschlagzetteln: „Die Indianer in England," — Gurli, Frau von Holtei, geb. Rogée, als erste Antrittsrolle.

Sie war engagirt. Das hatte sich so fein säuberlich gemacht, mit Hin- und Herschreiben von Breslau nach Obernigk. „Wird er uns etwa auch wieder beglücken?" hörte ich hier und da fragen.

Doch davon war keine Rede. Ihm hatte man eine bis dahin noch nicht in Breslau vorhanden gewesene Stellung geschaffen, als „Theater-Dichter und Sekretär." In solcher lieferte er mehrere kleine Stücke, Fest- und Vorspiele und Prologe, von denen einige viel Glück machten. Besonders ein Neujahrsstückchen, welches bei überfüllten Häusern wiederholt werden mußte. Frau von Holtei, trotz ihrer fortdauernden, die ursprünglich frische und kräftige Natur untergrabenden Leiden, entwickelte ein so volles, blühendes Talent, daß sie bald die Zierde, die Seele des ganzen breslauer Bühnentreibens wurde. Sanft, sittsam, bescheiden zählte sie in der

Frauenwelt keine Gegnerin, in der Männerwelt nur unbedingte Verehrer. Dabei konnte es nicht fehlen, daß man ihren Gatten beneidete und ihm oft (mit Recht oder Unrecht,) vorwerfen hörte: er wisse den Besitz einer solchen Frau nicht gebührend zu schätzen; sei ihrer nicht würdig. Wie dem auch sei, und was er sich gegen sie etwa habe zuschulden kommen lassen, sie lebten glücklich und umgeben von zahlreichen Freunden; waren auch in den angesehensten Familien der Stadt heimisch. Die Wochenbetten der jungen Ehefrau gingen glücklich vorüber, ohne sie der Wirksamkeit auf der Bühne länger als einige Wochen zu entziehen. Holtei, nachdem er eine Lokal-Wochenschrift, betitelt: „Der Obernigker Bote" versucht, (wobei es auf eine Nachahmung des claudius'schen Wandsbecker abgesehen schien,) mit derselben jedoch keinen dauernden Erfolg erreicht hatte, gründete nun ein größeres Journal: „Deutsche Blätter für Poesie, Literatur, Kunst und Theater," woran die namhaftesten Gelehrten und Dichter mitarbeiteten, und das sich den vorzüglichsten belletristischen Journalen jener Zeit an die Seite stellen durfte.

Mitten in diese recht achtungswerthe, fleißige Strebsamkeit fiel der berüchtigte „Seiltänzerskandal," der in allen Tagesblättern in und außerhalb breit getreten wurde, mehr Aufsehen machte, als er verdiente. Holtei hatte im Auftrage seiner Direktion mit einem zur tourniair'schen Truppe gehörigen Springer einen Vertrag auf Pantomimen-Vorstellungen abgeschlossen, welche dieser, von Mitgliedern des Theaters unterstützt, leiten sollte. Die Mitglieder weigerten sich, mit Seiltänzern und Reitern auf der Bühne zu erscheinen; die Direktion zog sich und ihr Wort zurück; das Geschäft zerschlug sich; die französischen Pantomimisten reiseten ab und der Herr Theatersekretär schrieb einen heftigen Aufsatz gegen Schauspieler und Direktion, den Schall ganz harmlos in der

breslauer Zeitung abdruckte. Die Schauspieler wütheten, die Direktoren wurden klagbar beim Oberkomitée und der Theatersekretär wurde entlassen. Da sein Kontrakt mit dem seiner Gattin ein- und derselbe war, so betrachtete Frau von Holtei ihre Verbindlichkeit ebenfalls gelöset, — und unser Theater verlor seine Krone.

Merkwürdig! Niemals hatte unser Freund H. einen dümmeren, unüberlegteren Streich begangen als diesen, seine und der Seinigen geregelte Existenz erschütternden; und niemals war er vom Publikum seiner Vaterstadt so allgemein in Schutz genommen worden, als dießmal. Mit geringen Ausnahmen erklärte sich Jung und Alt, Vornehm und Gering für ihn; sogar seine literarischen Widersacher stellten sich auf seine Seite im Kampfe wider Schauspieler und Theaterdirektion. Ja, man wollte sogar ignoriren, daß es die Augen einer schönen Kunstreiterin gewesen, die den Brand entzündet; um derentwillen der Lärm entstanden war. Es gab vielerlei Unruhen im Parterre. Die Damen, welche die Rollen der Holtei übernehmen sollten, wurden ausgezischt. Streitschriften flogen hin und her; fast alle priesen den Muth des jungen Mannes, der auszusprechen gewagt, wie schwach es mit unserer Bühnenführung bestellt gewesen. Doch dieser momentane Triumph kam demjenigen, der ihn feierte, theuer zu stehen: er mußte sein hübsches Hauswesen zerstören, sein mit großen Opfern begründetes Journal fremden Händen anvertrauen, sein Bündel schnüren, seine kleinen Kinder unter einiger Freunde Obhut zurücklassen und mit seiner Frau auf gutes Glück in die Welt ziehen, um eine neue Heimat zu suchen, mit der es bei dem jüngst erregten Grolle sämmtlicher durch seine Angriffe gekränkter Schauspieler gar bedenklich aussah.

Von hier an kann ich fürs Erste nicht mehr als Augenzeuge reden, und muß mich in meinem Berichte an seine

Memoiren halten; bis ich. sechs oder sieben Jahre später, in Berlin wieder mit ihm zusammentreffe.

In Prag, wo Herr Franz von Holbein die Gäste kurzweg abgewiesen, gelang es ihnen endlich doch durch Verwendung des Oberstburggrafen, an den sie empfohlen wurden, zum Spiele zu gelangen. Ich sage: ihnen, nicht ihr! denn er betrat die Bühne auch. Er versichert zwar, er habe dieß nur gethan, um dadurch zu beweisen, daß sein Ausfall gegen die breslauer Schauspieler lediglich den schlechten unter diesen gegolten, und daß er nie daran gedacht habe, auf Kosten der edlen Seiltänzerei die Schauspielkunst als solche herabzusetzen. Mag sein! Nichts desto weniger hab' ich ihn stark im Verdachte, diese Ausrede sei ihm vor seiner Frau und vor sich selbst höchst erwünscht gewesen, um bei dieser Gelegenheit dem alten Teufel, der sich wieder in ihm regte, gefällig zu werden.

In Wien, wo Luise am Burgtheater Gastrollen erhielt und günstig aufgenommen wurde, wagte er sich nicht hervor. Dagegen in Brünn trieb er es desto toller und mengte die verschiedenartigsten Versuche durcheinander, von denen einige, wie es scheint, nicht mißlangen. Dann reiseten sie über Breslau zurück, wo sie nach ihren Kindern sahen, eiligst nach Berlin. Dort hatte ihr Gönner Wolff, im Vereine mit seiner unvergeßlichen Gattin, allen Widersprüchen entgegen ein längeres Gastspiel für Luisen erkämpft, welches aber noch zu keinem Engagement, sondern höchstens zur Einleitung eines solchen führte. Erst mußten die armen Wanderer im harten Winter nach Hamburg ziehen, wo die Frau abermals mit großem Beifall auftrat, während der Mann bei Schneegestöber ein romantisches Drama voll spanischer Trochäen und Assonanzen schrieb. Dort holte sie endlich der ausgefertigte Kontrakt der königlichen General-Intendanz ein, durch den ihnen

die Heimat in Berlin angewiesen ward. Raschen Zuges ging es jetzt nach Breslau — und eben entdecke ich, daß mein oben genommener Abschied verfrüht gewesen ist, denn diese Genugthuung für die liebenswerthe Künstlerin habe ich ja noch mit erlebt und mein Scherflein dazu beigetragen. Unser Nationaltheater war unterdessen an einen Pächter überlassen worden und dieser, obgleich beim großen Pantomimenkriege Mitkämpfer gegen Holtei's, nahm jetzt nicht den geringsten Anstand, seine Bühne der Frau zu öffnen, die er damals, (weil ihr Gatte sich übereilt), förmlich in Verruf gethan, wie die Uebrigen. Und die Uebrigen weigerten sich nicht, mit ihr aufzutreten; und Keiner wagte zu mucksen. Sie spielte ein duzendmal vor überfüllten Häusern, empfing alle nur ersinnlichen Beweise von öffentlicher Achtung, — (ich selbst habe im großen Zuge, der sie den letzten Abend heimgeleitete, eine Fackel getragen und mir den Rock verbrannt!) — Dann packten sie ihre Kinder auf und gingen nach Berlin, um sich dort häuslich einzurichten.

Für seine Schauspielergelüste war dort nichts zu machen Er warf sich also auf die dramatische Poesie mit erneuertem Eifer. Bald erschienen etliche Stücke von ihm auf dem Hoftheater, unter denen die Liederscherze: „Wiener in Berlin" und „Berliner in Wien" eine in Deutschland kaum bekannte Gattung ins Leben riefen. Auch politische und literarische Zeitungen brachten vielerlei publizistische, kritische und lyrische Beiträge, die für seine Fortschritte zeugten. Er machte die persönliche Bekanntschaft der bedeutendsten Männer in Wissenschaft und Kunst, erwarb viele Gönner und Freunde, zog sich daneben auch viele Gegner zu, woran es bei seinem lebhaften, leidenschaftlichen und oft kindischen Wesen nicht fehlen konnte. Er selbst klagt sich ehrlich an, daß er zu spät erlernt habe, Maaß zu halten; daß er sich unnützerweise Feinde

gemacht, wenn er für Freunde stritt, denen er dadurch mehr Schaden als Nutzen brachte. So auch übertrieb er die Parteigängerei gegen das neuerstehende königstädtische Theater, noch bevor dasselbe eröffnet war. Wie fern hat ihm dabei die Ahnung gelegen, daß er bald nachher auf der entgegengesetzten Seite stehen und dort ebenso heftig Partei nehmen würde!?

Am achtundzwanzigsten Januar 1825 starb nach einem fast zweimonatlichen Krankenlager Luise, betrauert von allen Einwohnern Berlins.

Ludwig Robert drückt es sehr schön aus in den ihrem Andenken gewidmeten Versen:

„Was wir bei ihrem Tod empfunden,
Sagt auch das feurigste Gedicht,
So tief und so eindringlich nicht,
Wie es die ersten Trauerstunden,
Bereits so rührend-schön gesagt,
Als wehmuthsvoll um Kunst und Jugend,
Um stille anspruchslose Tugend,
Die ganze große Stadt geklagt."

Es wurde nach ihrem Ableben und durch die Leichenöffnung den Aerzten erst recht deutlich, daß dieser Todesfall nur ein verspäteter, daß sie seit der Krankheit vor ihrer Vermälung nimmer mehr genesen, daß sie, durch äußere Jugendfülle täuschend, als Sterbende umher gegangen war.

Die unter dem Titel: „Blumen auf Luisens Grab" erschienenen Gedichte, sprechen in ergreifendem Gefühle und meist gelungener Form lebendig aus, wie tief der Witwer den Verlust empfunden; eines derselben aber bekennt auch unverholen, wie bald seine Thränen trockneten und wie leichtsinnig er sich in die wildesten Zerstreuungen stürzte. Die Kinder wurden, bis sie der nothwendigsten weiblichen Pflege

entwachsen sein würden, von der Verstorbenen getreuer Pflegemutter in Obhut genommen und nach Schlesien gebracht.

Kaum etliche Monate sind verflossen, seitdem Luise in ihrem Grabe modert und schon erblicken wir den unerbittlichen Feind des königstädter Theaters bei diesem als Direktionssekretär, Bühnendichter und Regisseur. Seine erste entschiedene That ist eine diplomatische Reise nach Leipzig, wo er durch allerlei Künste und Ueberredungen beim Engagement von Henriette Sontag den Ausschlag gibt und seinen Direktoren zum eklatanten Siege über zahlreiche Mitbewerber verhilft, die ihre Agenten gleichfalls auf die leipziger Messe entsendet hatten. Als Faktotum des königstädter Theaters bewegt er sich nun regsam und thätig: bearbeitet italienische Operntexte für die Darstellung, schreibt Vorspiele und Prologe und Festgedichte, hilft bei der Regie, führt in den Konferenzen die Protokolle, dirigirt die Klaque im Parterre wie auf der Gallerie, fördert in wirksamen Artikeln, die er entweder selbst verfaßt, oder die unter seinem Einfluße für Zeitungen und Journale verfaßt werden, das Beste der Anstalt; läßt einige seiner neuen Stücke und Liederspiele aufführen, von denen eins: (Die Posse: „Der Kalkbrenner") das namhafte Verdienst besitzt, den Komiker Beckmann zum Erstenmale als Hauptfigur auf einer Bühne erscheinen zu lassen, auf der Schmelka, Spitzeder, Rösike glänzen; von denen das zweite: („Der alte Feldherr") ihm die Huld hoher Gönner entzieht. Und während er dieß Alles thut, verliebt er sich nebenbei wahnsinnig in die Prima Donna; worüber wir weiter nicht mit ihm rechten wollen, da die Hälfte der männlichen Bevölkerung Berlins an derselben Krankheit litt, und wir einem jungen Manne leicht verzeihen können, was wir vielen alten Herren nachsehen müssen. Er gesteht ein, daß er den in Leipzig empfangenen Auftrag: für

die Familie Sontag eine passende Wohnung zu miethen, lediglich deßhalb übernommen habe, um ihn nicht auszuführen und dann, wenn die Noth aufs höchste gestiegen sei, den Ankömmlingen das eigene, geräumige Logis darzubieten. Gar nicht übel! — Welche Früchte ihm diese Perfidie getragen, wird aus seinen Konfessionen nicht recht deutlich. Wie es scheint, hat sich der Herr Theaterdichter und Regisseur, allzuzeitig und ehe man gesonnen gewesen, ihm eine Berechtigung dazu einzuräumen, als eifersüchtelnder Wohnungs-Inhaber gezeigt. Man hat ihm den Laufpaß gegeben. Und hier dürfen wir ihn loben, weil er nach dem Bruche noch eben so feurig die unerreichte Sängerin verehrt und ihren Genius nicht minder feiert, als vorher.

Mit der Mehrzahl seiner Direktoren, — bekanntlich waren deren sechs die bedeutendsten Kaufherren Berlins, und als siebenter, der Justizkommissarius Kunowski, der als Syndikus fungirte, — stand der Sekretär im besten Einvernehmen und genoß in deren Familien die herzlichste Gastfreundschaft, die sich auch nicht selten auf darstellende Mitglieder ausdehnte; besonders im beer'schen Hause. Als nun der Chef des letzteren, der würdige alte Herz Beer, (Meyerbeers, Michaels, Wilhelms Vater,) die Augen schloß, glaubten diejenigen der Theater-Aktionärs, welche bisher die Herren Direktoren um ihren Einfluß und ihre geschlossene Loge und ihre Entreen hinter den Kulissen beneidet hatten, eine kleine Verschwörung anspinnen zu können. Der Zeitpunkt war gut gewählt. Vater Beer hätte ja lieber alle Aktien auf einem Brette ausgezahlt, als sich „stürzen lassen.“ Nach seinem Tode blieb Keiner übrig, der sich's sehr zu Herzen nahm. Die General-Versammlung, eingeleitet durch zweckmäßige, vorbereitende Kabalen, verabschiedete die sechs alten und erwählte sechs neue Direktoren: Dii minorum gentium. Alles was Gage

empfing, den Syndikus an der Spitze, beeilte sich, die Verabschiedeten zu verleugnen und den Neuerwählten zu huldigen. Holtei hätte keins von beiden nöthig gehabt; er hätte nur zu schweigen brauchen, seine Schuldigkeit zu thun wie bisher und sich nach und nach mit den Sechsen einzufahren. So viel ich weiß, waren brave Bürgersleute darunter: ein Weinhändler, ein Garnhändler, ein Kornhändler, ein Zimmermann, ein Maurermeister, . . . aber ein Droschken-Pächter! Hic niger est, hunc tu Holteje caveto! Besagter Mann ließ ein Schriftchen drucken, wider die abgetretenen Direktoren, worin er (ich habe es gelesen), ihre Ehre antastete. Diese Männer lachten dazu. Holtei lachte nicht. Er ging seinem jetzigen Herrn Direktor in der „Spener'schen Zeitung" zu Leibe, nannte ihn einen Libellisten und hob die Verwechslung des Pegasus mit einem Droschkengaule hervor. Dafür empfing er vielseitige Akklamationen und Anerkennungen; doch hinderten selbige nicht, daß er einen gegen ihn angestrengten Injurien-Prozeß verlor und, was noch schlimmer war, daß seine schöne Stellung zum königstädter Theater unhaltbar wurde. Wenn auch Kunowski zu vermitteln wünschte, — er zerriß durch Heftigkeit und offenkundigen Hohn jedes Band, welches ihn noch an diesen angenehmen Schauplatz redlichen Wirkens band.

Ich muß hier nachholen, was ich oben schon, wo von der Vielseitigkeit seines Wirkens die Rede war, hätte hervorheben sollen: die im vergangenen Winter begonnenen Vorträge shakspearischer Dramen, welche anfänglich als etwas fremdes angestaunt, sehr geschwind die Theilnahme eines gebildeten, großen Hörerkreises der Residenz erwarben; so daß wir in Breslau, wenn wir die von seinem Lobe überströmenden berliner Zeitungen empfingen, uns fragten: kann das derselbe Mensch sein, dessen Stimme uns hier auf unserer kleinen Bühne so dünn und quäckend klang und der jetzt Macbeth und

Lear und Othello vertritt? Die vorigen Direktoren hatten ihrem Günstling allwöchentlich einen Abend für diese seine Privatunternehmung gestattet und er hatte dabei nicht allein Lob, er hatte auch viel Geld eingestrichen.

Vielleicht, daß ihn jetzt die goldenen Füchse stachen, wie der Hafer den Fuchs sticht? Vielleicht, daß er, einen vollen Beutel in der Tasche, sich dem vermittelnden Syndikus nicht fügen wollte?

Kurz, er brach auf und ging von dannen! Und das war Schade! Schade für ihn, dessen Arena Berlin und in Berlin die königstädter Bühne; — Schade für diese Bühne, der Holtei ein geistiges Lebensbedürfniß war. Beide miteinander wären geworden, was Jedes von den Zweien in seiner Art werden konnte! Das wird uns bald in die Augen springen, wenn wir sehen, wie viel sie sich noch beiderseitig, bei späteren Vereinigungen und Verbindungen, — die leider stets nur Flickwerk blieben, — nützten und förderten. Schade, oder nicht: er ging!

Wohin hätt' er gehen sollen? In Schlesien lebten seine Kinder; nach Schlesien zog ihn sehnsüchtiges Heimweh, — eine Empfindung, die er bis in sein Alter nicht los wird, die aus allen seinen späteren Arbeiten hervordringt; — er ging nach Schlesien! Damals waren bereits einige der Lieder in schlesischer Mundart, deren er dann eine ganze Sammlung herausgab, bekannt geworden; hatten sangbare Melodien gefunden und erklangen schon im Volke. „Die Blovelken." (Blaue Veilchen) von Berner komponirt, hörte man durch die ganze Provinz. Da trieb er sich denn in der alten Heimat herum, in Nieder- und Ober-Schlesien, in Nadelholzwaldungen, wie auf Buchen-bewachsenen Kuppen, in Obernigk, Trachenberg, Breslau, Grafenort, Landeck — wo nicht? Da hieß es denn auch wohl in unserer Vaterstadt bisweilen:

„Der Obernigker Bote geht wieder um, er wohnt in den Drei Bergen."

Sein grafenorter Gönner, Graf Herberstein, hatte vor, einen Winter in **Paris** zu verbringen, wünschte sich einen Begleiter; unser Freund war nicht gebunden; die Anschauung einer durch Berlin reisenden französischen Schauspieler-Truppe, die ihn schon entzückt durch ihr Ensemble, prophezeihte ihm, an Ort und Stelle höhere Genüsse. Weßhalb hätte er den ihm dargebotenen Platz im Reisewagen nicht annehmen sollen?

Er stieg freudig hinein, nachdem er sich erst noch in Berlin Geld (durch acht Lese-Abende) und Empfehlungs-Briefe an die verschiedenartigsten Personen geholt. So konnte es ihm denn in Frankreichs Hauptstadt an interessanten Begegnungen, Bekanntschaften, Erlebnissen nicht fehlen, die er im vierten Bande seiner „Vierzig Jahre" mitunter sehr frisch, besonders mit anerkennenswerther Kürze beschreibt. Auch an Aufrichtigkeit läßt er es nicht fehlen, was abermalige erotische Extravaganzen betrifft. Wir, die wir seinen Lebenslauf gedrungen zu schildern haben, können uns auf breitere Schilderungen seines pariser Aufenthaltes unmöglich einlassen; und verweisen unsere Leser, wenn ihnen darum zu thun wäre, auf jenes Buch. Wir erwähnen nur andeutend die Namen: Cherubini, Pär, Kalkbrenner, Auber, Scribe, Boyeldieu, Cousin, Delavigne, Cooper, Humboldt, Lafayette, Lafitte, Potier, Lepeintre, Benjamin Constant, Gerard, Herzogin Choiseul-Praslin, Meyerbeer, Leo, Valentin, Fould Delmar, Sidney Smidt, Gall, Rossini, Ancelot 2c. 2c. — — (Anderer nicht zu gedenken), mit deren Trägern Holtei in nähere oder entferntere Berührung kommt. Sein Wunsch, bei Louis Philipp als **deutscher** Vorleser aufzutreten, realisirt sich nicht, obgleich dessen Kammerherr Marquis Dolo-

mieu schätzbare Autographen als Drangeld empfängt und einsteckt. Dafür aber hängt ihm Benjamin Constant nach Beendigung einer shakspear'schen Tragödie des britischen Dichters Brustbild in Form einer Medaille an blauem Bande um den Hals; was ihm denn nicht wenig gefällt und was er mit allerliebster bescheidener Eitelkeit in seinen Memoiren, wie zufällig, anzubringen weiß.

Im Frühjahr kehrt er, — ohne den Grafen, der einen andern Weg einschlägt, — über Brüssel, Lüttich nach Deutschland heim, spricht in Düsseldorf ein, wo er seinen berliner Freund, den Akademie-Direktor Schadow und den aus Dresden ihm bekannten Immermann aufsucht; sich von Letzterem dessen so eben vollendetes „Trauerspiel in Tyrol" vorlesen läßt, und entzückt den Tönen deutscher Poesie lauscht, nachdem er Monate hindurch französische vernommen. In Weimar, wo er gedankenlos durchreisen wollte, wird er durch glücklichen Zufall festgehalten und findet bei Göthe, den er durch pariser Neuigkeiten und einfache Natürlichkeit zu gewinnen weiß, huldreiche Aufnahme. Er lernt Alles kennen, was noch vom alten Weimar vorhanden, lebt sich dort bald ein, erringt auch die Gunst der geistreichen Johanna Schopenhauer, die ihm in mütterlich-rührender Treue bis zum letzten Hauche ihres Lebens Freundin bleibt. Minder angenehm gestaltet sich bei diesem ersten Aufenthalte im Ilm-Athen sein Verhältniß zu Göthe's einzigem Sohne August: doch sieht man schon im voraus, es werde späterhin desto herzlicher werden,

Der französische Gelehrte J. J. Ampère (Sohn) befindet sich gerade auch in Weimar zur „Göthe-Schau," und schließt sich Holtei'n als Begleiter bis Berlin an, wo sie beim schönsten Frühsommer eintreffen.

Den bereits daselbst gehegten und gepflegten geselligen

Verbindungen gesellen sich jetzt viele neuere, unter denen die mit der Familie des hochgeachteten Tonsetzers Felix Mendelssohn-Bartholdy besonders hervortritt. Auch die literarische Gesellschaft wird fleißig kultivirt, so wie der Umgang mit den edlen, wichtigen, zum Theil berühmten Männern, welche, in Berlin lebend, diesen Kreisen angehören. Aug. Wilh. Schlegel findet sich auf Besuch ein; ebenso Matthisson, die er feiernd begrüßt. Alexander v. Humboldt übersiedelt aus Paris in die märkische Heimat. In diese geistigen, gemüthlichen, oft erhebenden Begegnungen mischen sich denn auch viele zutadelnde, frivole, mitunter sträfliche, die ihn mehr als billig verstricken und auf dunkle Abwege führen, ohne ihn doch dem Umgange mit würdigen Menschen gänzlich zu entfremden. Auch die Kunst, in Person ihrer herrlichsten Vertreterin, der unvergeßlichen Sofie Müller, sprach wieder begeisternd zu ihm. Er schrieb für die „Vossische Zeitung" gut stylisirte, aber etwas verzückte Aufsätze über die Gastrollen der Meisterin.

Noch zwei andere Ereignisse, die durch ihre Nachwirkungen Epoche in seinem Leben machen, fallen in diesen Zeitraum. Erstens der vertraulichere Anschluß an einen jungen Gelehrten, (unsern breslauer Landsmann) Hermann Frank, mit dem er viel und genau verkehrte und den er sehr liebte. (Derselbe Frank, dessen furchtbares Schicksal und Ende, im verflossenen Jahre erst, die engelländische Seestadt Brigthon zum Schauplatz einer tief erschütternden Begebenheit machte). Zweitens ein damals schon wahrnehmbares Interesse für die sehr junge Schauspielerin Julie Holzbecher, der er die in der Königstadt darzustellende Hauptrolle des von ihm ins Deutsche übertragenen parodischen Scherzes „Die verwandelte Katze" einübt. Am demselben Tage, wo dieser Schwank — (er selbst muß nicht viel darauf halten, denn

er hat ihn von der Sammlung seiner theatralischen Arbeiten ausgeschlossen) — zum Erstenmale dargestellt werden soll, reiset er mit seinem Freunde Hermann nach Schlesien. Zwischen den Zeilen, die er dieser brüsken Entschließung widmet, kann man lesen, daß er einem unbehaglichen Schwanken zu entfliehen trachtet, welches zur Hälfte der tragischen Muse Sofia, zur Hälfte dem schelmisch verwandelten Kätzlein gilt.

Im Herbste kommt er aus Schlesien wieder nach Berlin, erfüllt von dem gut gemeinten, aber nutzlosen Plan, eine gediegene, kritische Theater-Zeitschrift zu gründen. Die spener'sche Buchhandlung, deren Besitzer sein Freund ist, läßt sich verleiten, auf diese gewagte Unternehmung einzugehen, und es erscheinen wirklich sechs Bände „Monatliche Beiträge zur Geschichte dramatischer Kunst und Literatur," die vieles Gute vom Herausgeber und achtungswerthen Mitarbeitern enthalten, natürlich aber gerade deßhalb wenig Leser und noch weniger Käufer finden. (Immermann schreibt ihm u. A. „Ich wünsche nur, daß eben die Güte des Inhaltes dem Institute nicht seinen Untergang bereiten möge!! ein Wunsch, der nicht seltsam klingt, wenn man dem Treiben und den Bedürfnissen des Tages achtsam zusieht"— Immermann schrieb dieß 182⁷/₈. Ob es nicht auch auf 1856 paßt?) — Er tritt zum viertenmale als öffentlicher Vorleser auf und dieser Cyklus ist noch besuchter als die früheren, so daß er in größere Räume auswandern muß. Dabei beginnt er das vaterländische Schauspiel „Lenore," durch Meyerbeer zur Benützung der bürger'schen Ballade aufgemuntert. Auch eine parodische Posse „Staberl als Robinson" läßt er in der Königstadt aufführen und wird entsetzlich ausgepfiffen; so stürmisch, daß wir es bis nach Breslau herüber hörten. Ich will nicht behaupten, daß die Pfeifer Unrecht hatten; doch ich glaube

auch nicht Unrecht zu haben, wenn ich bekenne, daß mich die Farce belustigte, als ich sie gedruckt las.

Im Januar Achtzehnhundert acht und zwanzig beginnt Holtei eine Reihe dramatischer Vorlesungen in Weimar, zu denen Johanna Schopenhauer und Kanzler Friedrich von Müller unter Göthe's förderndem Protektorate das Abonnement eröffnet haben. Er scheint nicht sehr entzückt von seinen geistigen Erfolgen vor einem, den Faschings-Belustigungen mühsam entzogenen, mit dem Gedanken schon tanzenden Publikum. Doch fühlt er sich sonst hoch beglückt. August von Göthe tritt ihm näher, bringt ihn auch dem Vater näher; Ottilie, Augusts Gemalin, gönnt ihm und seinen poetischen Bestrebungen wärmste Theilnahme; Peucer, Eckermann, St. Schütze, Froriep, Dr. Vogel, Gerstenbergk, La Roche und viele Andere suchen ihn und freuen sich an ihm; zu Johanna Schopenhauer geht er täglich, verlebt stille, schöne Abende mit ihr und gesteht ein, daß er die alte, gebrechliche, kränkelnde Freundin inniger geliebt, als viele junge, schöne Weiber, denen er Liebe geschworen.

Bei Göthe speiset er oft und gibt in den „Vierzig Jahren" hübsche Auszüge aus jenen Tischgesprächen und manche lustige Anekdoten zum Besten, von denen ich hier nur der einen, höchst seltsamen gedenken will, wie Wellingtons Sohn, der Marquis Duero, Göthe's Enkelsohne am Theetisch mit Kunstfertigkeit die Haare schneidet und sich auf die Ausbildung seines Friseur-Talentes viel zugute thut.

Auch ein Ersehen, welches Holtei schon lange gewünscht, wie er sagt, wird ihm in Weimar zu Theile: Börne, aus Frankfurt nach Berlin reisend, trifft bei Schneegestöber ein, wohnt gleichfalls im klassischen „Elephanten," sucht ihn auf und verlangt Briefe an berliner Literaten, welche sogleich geschrieben werden.

Von Allem, was Holtei über seine mehrfachen Besuche in Weimar drucken lassen, machen diejenigen Blätter, welche er dem Andenken des in Rom verstorbenen August von Göthe gewidmet, seiner freundschaftlichen Gesinnung, seinem aufrichtigen herzlichen Gefühle die meiste Ehre. Diese Mittheilungen berichtigen mancherlei böswillige und lügenhafte Gerüchte, die über des großen Mannes einzigen Sohn im Umlaufe waren, und weisen, mit dem Gepräge unparteiischer Wahrheitsliebe versehen, dem Seligen den Platz in der Erinnerung Nachlebender an, der so vielen, oft verkannten, edlen Eigenschaften gebührt.

Nicht lange nach seiner Rückkehr von Weimar ließ Holtei — (schon am 12. Juni) — im königstädter Theater die „Lenore" aufführen, wozu der weimarische Musikdirektor Eberwein Ouvertüre, Zwischenakte und Melodramen komponirt, die Begleitung der vom Verfasser gewählten Volksweisen sinnig gesetzt hatte. Aus dem „verwandelten Kätzchen" war in abermaliger Metamorphose eine Wahnsinnige geworden. Julie Holzbecher spielte die Lenore!

Der Erfolg des Stückes war nicht nur in Berlin, sondern in ganz Preußen und in Norddeutschland überhaupt ein gewaltiger. Ich stehe gar nicht an, auszusprechen, daß ich dieses Schauspiel, sammt seinen offen daliegenden Fehlern, für das einzige wirkliche preußische Volksschauspiel halte, welches sich auf der Bühne so lange behaupten konnte und noch behauptet! Die hinein verwebten Lieder tragen das Ihrige dazu bei. Die Idee, das bürger'sche Gedicht: „Die Pfarrerstochter von Taubenhain" mit ins Drama zu ziehen und die populäre Persönlichkeit des „alten Fritze" als historischen Hintergrund zu gebrauchen, ist glücklich.

Wir müssen es am Verfasser loben, daß er, noch warm von genossenen Autorfreuden, gleich wieder an eine Arbeit für

sein liebes „Königstädter" ging, bei welchem er zwar nicht mehr angestellt, dem er aber aufs Neue anhänglich war. (Sein Gegner, der Droschkenunternehmer, befand sich nicht mehr unter den Direktoren.) Er vollendete eine längst projektirte, den Bedingungen theatralischer Form entsprechende Bearbeitung des göthe'schen Faust, deren Szenarium dem Meister in Weimar vorgelegt und von diesem gebilliget worden; so zwar, daß die Worte: „mit Bewilligung des Dichters" gestattet wurden. Jetzt klingt das nach gar nichts! Vor dreißig Jahren, wo niemand noch die Möglichkeit einer Darstellung dieses größten deutschen Gedichtes geträumt hatte, mußte es Aufsehen erregen. Und nun für die Königstadt! Für ein sekundäres Theater!

Die General-Intendanz der königl. Schauspiele legte Protest ein, sich auf die Beschränkung der jenseitigen Konzession berufend, die keine Tragödie gestattete.

Gegen diesen Protest wurde wieder protestirt: es entstand eine Bureaukorrespondenz, deren Resultate Holtei nicht in Berlin abwartete. In Grafenort empfing er ein Schreiben aus Weimar, welches ihm anzeigte, daß Göthe seine „Bewilligung" zurücknahm. Darauf zog Holtei sein Manuskript zurück und versprach den Königstädtern, ein Melodrama Faust ganz nagelneu für sie zu schreiben. (Seine Bearbeitung der göthe'schen Dichtung ist übrigens nie und nirgend zum Vorschein gekommen.)

Wir haben dieser Episode deßhalb hier einigen Raum gönnen wollen, weil sie für das Leben, welches wir schildern, einflußreich wurde. So unbedeutend poetisch und vom höheren Standpunkte betrachtet, jenes in Grafenort aus Groll und Trotz hervorgegangene Melodrama sein mag, für den Verfasser wird es höchst wichtig; wie wir bald sehen werden.

Er geht im Herbst, angegriffen von mancherlei Aerger

und Verdruß, den ihm ein Diener durch freche Diebstähle bereitet; leidend in Folge unvorsichtig gebrauchter Bäder; aufgeregt bei dem immer lebhafter werdenden Gedanken an die Darstellerin der Lenore; dabei hustend und recht bedenklich krank, aus Schlesien nach Berlin. Dort bricht das lange unter der Asche glimmende Feuer eines allzureizbaren Gefühles zur Flamme aus und mitten durch sein täglich zunehmendes Uebelbefinden lodert die Liebe für Julie, durch skeptische Zweifel und eifersüchtige Befürchtungen nur noch angefacht. Letzteren gibt er Ausdruck und Gestalt in einem kleinen Drama: „Der Dichter im Versammlungszimmer,“ worin er sich, seine Neigung, seine vermeinten Nebenbuhler figuriren und welches er auf dem königstädter Theater aufführen läßt. Obgleich dieser ernsthaft gemeinte Schwank derbe Ausfälle gegen das Publikum enthält, wird er mit lautem Beifall aufgenommen und bringt den Verfasser seiner Geliebten näher.

Am zehnten Januar Neunundzwanzig rückt „Johannes Faust, der wunderthätige Magus des Nordens“ in Szene und macht volle Häuser, ohne eigentlich zu gefallen, weil einzelne gelungene und wirksame Auftritte, neben unklaren halb mystischen, halb symbolischen Anklängen, mit denen sie nicht künstlerisch verbunden sind, erblassen. Doch erringt ihm sein Magus einen Sieg, von dem er mit eigenen Worten berichtet: „Während am ersten Abende, unter einem furchtbaren Lärm, Setzstücke, Holzblöcke und Kulissen zusammenstürzten, um aus einer dichten Staubwolke die Schlußdekoration hervortreten zu lassen, empfing ich im Hintergrunde der Bühne von Juliens Lippen die stumme Bestätigung, daß sie mich nicht von sich weise. — Ein wundersames Bündniß, geschlossen im beengenden Dunkel eines bretternen Theater-Baues, wäh-

rend draußen, bei den Flüchen des betrogenen Satan, die Hölle in ohnmächtige Wuth geräth."

Im Ganzen hatte Holtei's Faust Kasse gemacht, und nun, sollte man denken, das liebende Paar und die Direktion werden befriediget sein und zwei neue Bündnisse, die sich wechselseitig befestigen und ergänzen, werden zu Stande kommen.

Doch es wendet sich ganz anders. Durch wunderliche Kombinationen, die wir, dem Lebenslaufe des Einzelnen in Kürze folgend, eben so wenig aus einander setzen können, als künftige ähnliche Verwicklungen um ihn her, geht das königstädtische Aktien-Unternehmen, auf geheimnißvolle Weise, aus der Leitung von Seiten eines Ausschußes in Besitz des ursprünglichen Konzessions-Inhabers, des oft genannten, selten gepriesenen, durch geistige Bildung schwerlich berufenen Mäcklers Herrn Friedrich Cerf über. Holtei hat sich dabei den bittern Vorwurf zu machen, daß er theilweise Schuld an diesem Ausgange trägt, weil er Aeußerungen einer allerhöchsten Person an einem Orte mittheilt, wo er besser gethan hätte, zu schweigen. Alle Klagen kamen zu spät. Herr Cerf ist Besitzer und Direktor der Bühne, bei der Holtei mir und für Julien jetzt erst recht thätig zu werden hoffte.

Noch kurz vorher hatte er in einem sentimentalen Liederspiele: „Erinnerung" einen freundlich aufgenommenen Beweis dieses thätigen Willens abgelegt; hatte sich schon wieder, wie zu Hause betrachtet in diesen Räumen; hatte die schönsten Versprechungen der Direktoren empfangen und geglaubt. — Und siehe da: Herr Cerf ist Herr! Ein Herr, der (horribile dictu, doch wahr!) weder schreiben, noch lesen kann. —

Und die Spree fließt ruhig vorüber und tritt nicht aus ihrem Bette, den ganzen Jammer zu ersäufen?! —

Wir kennen unsern Freund jetzt schon genügend, um ohne Weiteres vorauszusetzen, daß er sich dem fünfzigjährigen Abc-Schüler nicht als Sekretär und anderweitige rechte Hand offeriren wird. Im Gegentheil; er tritt dem neuen Hausherrn gleich so schroff entgegen, daß dieser sein Hausrecht übt und dem Verfasser des „alten Feldherrn“, der „Lenore“ und vieler andern Stücke den Zutritt zur Bühne untersagt; zu der Bühne, auf der Julie täglich erscheint.

Dieser unerwartete Riß in das eine Bündniß, lockerte auch das andere. Hören wir ihn selbst: „Ich, ohne Vermögen, ohne Anstellung, ohne Aussicht in die Nähe und Ferne sollte, wie ich mich für einen Aufgegebenen ansah, das Schicksal eines blühenden, allbeliebten, vorwurfsfreien Mädchens an das meine fesseln? Hätte das königstädter Theater, in der Art wie wir es uns gedacht, fortbestehen, hätte ich rüstig dafür arbeiten, durch meinen Fleiß mir eine Existenz begründen, und zugleich Juliens theatralische Laufbahn in meinen Händen behalten dürfen, — ja, dann wär' es denkbar gewesen, und ich hätte, wie schwer ich auch daran ging, eine zweite Theater-Ehe zu schließen, in dieser Verbindung ein Ziel, einen vernünftigen Zweck verfolgen zu können gehofft. Jetzt sah ich gar keinen Ausweg, gar keine Hilfe, gar keinen Trost. Der einzige Lichtblick glänzte aus dem Gedanken an Trennung, an Entfernung. Julie war jung, heiteren Sinnes, fand Freude am Gelingen ihres Talentes. Sie wird dich, (so tröstete ich mich,) bald vergessen haben und in glücklicheren Stunden ihrem Gott danken, daß du sie nicht in dein Mißgeschick verflochten.“

Er will fort. In die weite Welt will er laufen und unter fremdem Namen Schauspieler werden. Der breslauer Student, der grafenorter Komödiant sind wieder aufgewacht.

Unter dem Vorwande, nach Schlesien reisen zu müssen,

flieht er aus Berlin. Er geht über Dresden, wo er Trost und Freude bei seinem Gönner Ludwig Tieck findet, der ihn wie immer liebevoll aufnimmt und sich dießmal von ihm vorlesen läßt: „Der Meister sprach den Lehrling frei und ich stand, eine große Tasse Thee in der Hand, als Geselle der Vorleserkunst in der Herberge.“ Aus Dresden schreibt er einen dicken Brief voll herzerleichternder Bekenntnisse an Julien und begibt sich einstweilen nach Grafenort, um gelegentlich von dort über die nahe Grenze in fremdes Land zu rutschen und bei der ersten besten Schauspielertruppe einzutreten.

Da treffen Briefe aus Berlin ein. Julie schreibt: wir sind nicht getrennt; werden es nie sein. Die Freunde schreiben: verlasse Julien nicht, zerreiße dieses Band nicht; sie hängt fest an dir. Die königstädter Schauspieler schreiben: Cerf wünsche Holtei's Rückkehr; Alles werde sich ausgleichen. Und so geht es hin und her und bis der Herbst wiederum die Wälder auf den grafenorter Bergen bunt färbt, ist Julie Holtei's erklärte Braut und er hält seinen Einzug in die Hallen des Musentempels am Alexanderplatze. — O Schicksal! O Welt!

Der erste Brautgesang, den er anstimmte, erklang von scharfen Mißtönen begleitet. Ein lokales Zauberspiel „Die Droschke,“ eine unglückliche Conzeption, wollte versuchen, in Berlin nachzuahmen, was Raimund in seinen phantastischen Mährchen erreicht hat: übermüthiger Scherz sollte mit poetisirenden Allegorieen Hand in Hand gehen. Der Versuch mißglückte völlig. Die „Droschke“ folgte dem verstorbenen „Staberl als Robinson“: das war ein zweifacher Fehlschlag. Die Hoffnungen, die Herr Cerf auf die Versöhnung mit Holtei gesetzt, erlitten dadurch einen harten Stoß, der auf das Benehmen des rücksichtslosen Theaterprofoßen nachwirkte; und Holtei entnahm aus der feindseligen Härte, womit seine

Braut bei dieser Vorstellung vom Parterre behandelt worden war, daß auch sogenannte Lieblinge keine Schonung vom Publikum zu erwarten haben, wenn dieses sich in seinen Erwartungen getäuscht findet. Dadurch aber ließ er sich nicht abhalten, dieses Loch möglichst zu flicken, und ging auf frischer That an eine neue Arbeit, welche unter dem Titel: „Die Majoratsherrn" schon zwei Monate nachher gegeben und beifällig aufgenommen werden konnte. Er spricht bei Beschreibung der Kontraste von Gunst und Ungunst des Publikums einen frommen Wunsch aus, den wir abzuschreiben uns nicht versagen wollen:

„Gestrenge Richter, Krittler, Beurtheiler und Stimmführer! wüßtet ihr doch, könntet ihr empfinden, was es heißt, um euren Beifall werben? Oder wüßtet ihr mindestens die schüchterne, verzagte Bescheidenheit edlerer Naturen von arroganter und schamloser Zuversicht kecker Komödianten und Theaterdichter zu sondern! Es stünde besser um uns — und um euch!" —

Am 23. März wurde Holtei mit Julie Holzbecher durch Schleiermacher, dessen Schülerin und Liebling sie gewesen, ehelich verbunden. Die Neuvermählten bezogen, mit Juliens Eltern vereint, eine große, neueingerichtete Wohnung, welche einzuweihen, die Anwesenheit Schalls benützt und eine zahlreiche, aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzte Gesellschaft eingeladen wurde, die sich um den breslauer alten Freund und um das Ehepaar fröhlich versammelte.

An Bekanntschaften und Einladungen fehlte es nicht. Doch blieb die Produktionslust des strebenden Schriftstellers noch zu mächtig, um sich dadurch hindern und zerstreuen zu lassen. Er förderte in dieser Zeit die erste Ausgabe seiner „Gedichte in schlesischer Mundart" und schrieb daneben die

dramatische Legende „Robert der Teufel", in deren theatralischer Bearbeitung er so viel als möglich der alten poetischen Sage folgte.

Sogar durch den Tod seines Schwiegervaters, dessen Lebenskraft unter lange verheimlichten Leiden plötzlich zusammenbrach, wurden die literarischen Arbeiten kaum verzögert. „Ich befand mich" (sagt er,) „in der glücklichen Epoche des Lebens, wo es dem Manne vergönnt ist, tagelang ununterbrochen am Schreibtisch zu verweilen, ohne sich körperlich und geistig ermattet zu fühlen."

Die Beziehungen zu Herrn Cerf scheinen gerade nicht angenehmer geworden zu sein. Wenigstens trifft ein aus Darmstadt eingehender Antrag, der den Gatten als Regisseur und Theaterdichter, die Gattin als darstellendes Mitglied dortigen Hoftheaters beruft, williges Gehör. Gewisse, früherhin von oben gegebene Zusicherungen, zeigen sich bei schärferer Prüfung als nicht mehr verläßig. Der Wunsch, einem Direktor zu entkommen, welcher Unwissenheit mit Rohheit verbindet, siegt über die Anhänglichkeit für Berlin; das königstädter Theater ist bereits dermaßen degenerirt, daß sogar Holtei seine daran hangenden Hoffnungen schier aufgibt. Der darmstädter Antrag wird angenommen; der berliner Kontrakt wird, als ein vor der Verheirathung geschlossener, deßhalb jetzt nicht mehr bindender, null und nichtig erklärt; die Kinder erster Ehe werden eiligst aus Schlesien herbeigeholt; und die Familie begibt sich mit Sack und Pack auf den Weg nach Hessen, ehe noch von dort die wichtigste Klausel des Vertrages: „lebenslängliche Anstellung verbürgend" gesichert und durch großherzogliche Autorität festgestellt ist.

So reisen sie, fröhlicher Hoffnungen voll, in ihr Unglück hinein. Zwei rivalisirende Intendanten, der Eine vom Fürsten, der Andere von der Fürstin protegirt, zerspalten Thea-

ter- und Orchester-Personale, Publikum, Stadt und Hof in feindselige Parteien; zwischen diese gerathen die Ankömmlinge. Die Juli-Revolution übt ihre ernsten Einwirkungen über den Rhein herüber und bedroht erschütternd die kleineren Staaten. Das unter den Auspicien der geistreichen Großherzogin neuorganisirte Theater ist noch nicht eröffnet und erscheint bereits wie eine bedenkliche Last. Als es eröffnet ist, hat Frau von Holtei vom Publikum, — wenigstens von dem tonangebenden Theile desselben, — kein Beifallszeichen zu erwarten; auch in den Rollen nicht, in denen sie die Freude der Berliner gewesen. Ihre Meublen, die sie sich auf großen Frachtwagen aus Berlin nachbringen lassen, sind noch nicht aufgestellt und sie sehnen sich schon weit weg. Sie müßten verzweifeln, öffneten sich ihnen nicht die Kreise kluger und guter Menschen, bei denen sie Trost in freundschaftlichem Umgange finden und aus denen die Namen: Halwachs, Georg Heumann, Höpfner, von Dalvigk, Jaup, Hut, Gottfr. Weber hervorleuchten. Aber auch dort hält es der in allen seinen Erwartungen grausam getäuschte Theaterdichter manchmal nicht aus und sucht einsame Zuflucht in dem bei Darmstadt gelegenen Walde „Die Tanne“ geheißen. So ist unser obernigker Bote unter denselben alten Bäumen umhergewandelt, die dereinst der wandsbecker Bote aufgesucht, da er in Darmstadt weilte und daselbst das berühmte Rheinweinlied sang, — obwohl er für seine Person den Rheinwein eben so wenig vertrug wie Holtei Denn in des Wandsbeckers sämmtlichen Werken, im ersten Bande pag. 51 steht zu lesen: „Ich pflege denn so meinen Gang nach der Tanne zu haben, weiß Er wohl. Der große Wald ist von Natur mein Lustrevier, und die Tanne liegt mir so bequem gerade am Thore“ ꝛc. Wollte Gott, Holtei hätte in jener „Tanne“ den Frieden gefunden,

den der selige Matthias Claudius dort und überall hatte, — weil er ihn mitbrachte! —

Schon ist die Rede davon, daß Ihre königliche Hoheiten, in Berücksichtigung der bedenklichen Zeitläufe, wohl auch ein wenig verstimmt durch die offne (und zugleich heimliche) Fehde der feindseligen Intendanten, alles Ernstes daran denken, das Hoftheater aufzulösen, und die mit Dekreten angestellten Mitglieder durch Pensionen abzufinden; Holtei will diese Entscheidung nicht erwarten. Man gibt ihm Winke, die Großherzogin werde, bei dem persönlichen Wohlwollen, welches sie ihm als Schriftsteller und Vorleser, seiner Frau als Schauspielerin gönnt, sie beide gewiß nicht entgelten lassen, daß sie ihr mehr vertraut haben, als einer kontraktlichen Klausel. Er will von nichts hören. Er dringt ungestüm auf Entlassung; und da er es selbst nicht besser haben will, so erfüllt man seine Bitten; wodurch denn jegliche Verpflichtung, ihn auf dem Pensions-Etat zu bedenken, von selbst erloschen ist.

Nun macht er seiner Frau den Vorschlag, mit ihr auf gutes Glück eine Kunstreise anzutreten; er will wieder Schauspieler werden. Zu seinem höchsten Erstaunen weigert sich Julie. Sie erklärt ihm, daß sie durch die in Darmstadt gemachten Erfahrungen an ihrem Talente völlig irre geworden und des Muthes beraubt sei, in andern Städten als Fremde auf der Bühne zu erscheinen! Er sieht sich in dieser Extremität gezwungen, mit Berlin wieder anzuknüpfen. Die Versuche, beim Hoftheater einen Platz zu finden, mißlingen, trotz Raupachs freundschaftlichster Bemühung, und nach langem, bangem Harren und Korrespondiren muß er mit Herrn Cerf in Unterhandlungen treten, der von der Verlegenheit des Paares Vortheil zieht und die frühere Gage der Frau um ein Bedeutendes herabsetzt. Von den Freundin-

nen und Freunden und Gönnern wird ihnen im „Karls-hofe, bei Gervinus" ein Abschiedsfest gegeben, und sie verlassen, durch sinnige Gaben und innige Verse gefeiert, den Aufenthalt ihrer Leiden endlich doch in heißen Thränen.

Doch die schädlichen Nachwirkungen einer durchaus verfehlten Expedition lassen nicht lange auf sich warten. Herr Cerf behandelt die Schauspielerin, die sich ihm angetragen, die sich vor ihm demüthigen müssen, die er „aus Mitleid wieder engagirt hat", nicht mehr (wie er sonst ausnahmsweise gethan,) mit der ihm erreichbaren Artigkeit, sondern wie „alle Uebrigen"; das heißt: mit der rücksichtslosen Rohheit eines übermüthigen Parvenü's Dazu kommt, daß sie sich wirklich als Darstellerin verschlechtert hat. Muth und Lust sind von ihr gewichen. Sie quält sich ab, um zu gefallen; und gerade darum gefällt sie nicht mehr, das fühlt sie und leidet schwer. Ihr Gatte schreibt eine Glanzrolle für sie, in einem aus dem Französischen übertragenen, mit vielem Fleiß für die deutsche Bühne eingerichteten Stücke („Die Flitterwochen.") Auch darin wird sie kalt aufgenommen. Ihr ganzes Dasein ist düster und gedrückt. Der erste Ausbruch der Cholera trägt nicht bei, es heiterer zu machen. Holtei sucht und findet Hilfe bei der Arbeit. Er schreibt verschiedene Erzählungen: („Bella," „Die letzte Ehre" u. a.) beginnt und vollendet ein Schauspiel: „Der dumme Peter," welches auf dem Hoftheater mit Beifall gegeben und dadurch in den Annalen des deutschen Theaters wichtig wird, daß die Titelrolle die letzte ist, welche der berühmte Meister Ludwig Devrient einstudirt hat.

Die Nachricht von dem Ableben des alten Oheims Baron Riedel ruft den Obernigker nach Schlesien, wo er in Trachenberg, Grafenort, Frankenstein, Lampersdorf, Bekannte wie Verwandte aufsucht und am letzteren Orte seine Kusine Frau

von Thielau, geb. Holtei findet, deren Anmuth, Huld und Geist ihn entzückt. Auf der Rückfahrt spricht er in Frankfurt a. d. Oder ein, wo man ihn freudig empfängt und seine Talente sehr zu schätzen weiß.

Er bringt den festen Entschluß mit nach Berlin, etwas Entscheidendes für die künstlerische Stellung seiner Frau zu thun und wagt sich an eine seltsame Aufgabe: an eine, zum Theil im märkischen Jargon geschriebene Lokal-Tragödie, wozu er die Elemente aus dem Volke entlehnt. Dieses verwunderliche Drama wird unter dem Titel: „Ein Trauerspiel in Berlin,“ *) trotz mancher Kabale und Gegenbemühung auf die königstädter Bretter gebracht und erregt großes Aufsehen. Hier kann der Verfasser vorliegenden Aufsatzes wieder aus eigener Anschauung mitreden; ich war gerade um diese Zeit nach Berlin versetzt worden. Als Jurist hätte ich gegen den Szenenbau des dritten Aktes einige Einwendungen zu machen. Auch will ich die ersteren Akte von einer gewissen epischen, undramatischen Breite im Dialog, die sich fast durch alle theatralischen Arbeiten unseres Freundes zieht, nicht frei sprechen. Doch mußte ich die Originalität, die Kühnheit des Ganzen gelten lassen, die freilich ihr Gelingen hauptsächlich in der vollendeten Meisterschaft fand, womit Frau von Holtei die Partie der märkischen Dienstmagd vorstellte. Etwas Vollkommeneres in solcher Gattung, von der derbsten Natürlichkeit bis zur höchsten Poesie des Schmerzes, kann man sich nicht denken. Auch Beckmann machte furore als Eckensteher „Nante“, der besagtem Schauspiel seine Existenz verdankt. Holtei macht in der gedruckten Vorrede darüber eine bittere Anmerkung, daß man ihm we-

*) Es ist dieses dasselbe Stück, aus welchem Herr Nestroy die „verhängnißvolle Faschingsnacht“ gebildet hat.

nigstens den einen Autorruhm zugestehen müsse, Schöpfer einer so weltberühmten Figur zu sein; wenngleich die arme Dörthe keine Nachahmer gefunden habe.

Was er gewollt, war erreicht. Julie rehabilitirte sich durch diese Dörthe in der Meinung Berlins.

Wie es in seinem Innern damals ausgesehen, kann ich nicht beurtheilen. Aber fast möchte ich glauben, die Idee, selbst wieder Schauspieler zu werden, habe ihn seit Darmstadt nicht mehr verlassen. Wenigstens spricht dafür der Eifer, der ihn bei einer zu Göthe's Todtenfeier durch ihn angeordneten theatralischen Darstellung in die Reihen der Mitwirkenden trieb. Er war es, der als Faust die Kunde von des großen Mannes letzten Augenblicken in einfachen Worten sprach, die eben durch ihre Einfachheit einen unbeschreiblichen Eindruck hervorbrachten. Ein merkwürdiger Abend überhaupt: die dicht zusammengedrängte Masse gemischter Hörer, die von sechs bis eilf Uhr ausharrte, ohne nur momentan in Spannung und Theilnahme nachzulassen! Am Schluße zog die Schaar der bunten Gestalten aus Göthe's Dichtungen bei dem Steine vorüber, der seine Büste trug; ein Jedes legte dort einen Kranz nieder. Nachdem der Vorhang gefallen, riefen wir den Anordner hervor, der am Zuge nicht Theil genommen. Da trat er aus der Kulisse, und ohne sich vor dem Publikum zu verneigen, beugte er sich vor Göthe's Brustbilde und legte auch einen Kranz hin. Das gab den beredet'sten Epilog.

Die nächstfolgenden sprechenden Zeugnisse für Holtei's unausgesetzten Eifer liefern zwei Neuigkeiten: „Margarethe," eine pikante Kleinigkeit, auf dem Hoftheater matt gespielt und matt empfangen; sodann „Des Adlers Horst," Oper, von Gläser komponirt. Dieser Operntext gehört, was die beiden ersten Akte anlangt, zu den besten, ursprünglich deut-

schen, die wir haben. Der dritte Akt gefällt mir weniger und muß bei jeder Bühne geringerer Ausdehnung an der Unmöglichkeit scheitern, großartige Naturbilder täuschend zu versinnlichen. Doch errang sich dieses Singspiel, — denn es gehört überwiegend dem kleineren Genre an, — bedeutende Erfolge, wobei des Dichters Antheil vielleicht der größere ist.

Mit Ablauf des Jahres begann Holtei abermals dramatische Vorlesungen, deren Ertrag dießmal der „Armenspeisungs-Anstalt“ gewidmet wurde. Zugleich mit dieser Anzeige verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, er wolle im Januar des neuen Jahres (1833) wirklich als Schauspieler vors Publikum treten. Und so war es denn. Er hatte in der That verschiedene Neuigkeiten für diesen Zweck vorbereitet. Schon in den ersten Tagen nach Neujahr bestätigten es die öffentlichen Blätter. In dieselben Tage fiel die Beerdigung Ludwig Devrients. Er sagt darüber: „Könnt' ich schildern, welchen Eindruck der Anblick seiner schönen Leiche auf mich machte, gerade in jenen Tagen auf mich machen mußte. Knüpften sich nicht an dieses bleiche Antlitz, von schwarzen Locken glänzend umwallt, meine kindischen Theaterfreuden? Hatte sein Feuerauge nicht zuerst den Brand in mein Herz geworfen, der mich aus dem Geleise der vorgeschriebenen Lebensbahn zu streng-verpönten Wünschen und Plänen trieb? Wie oft hatt' ich, wenn ich in Breslau hinter ihm herlief, zu mir selbst und doppelsinnig gesagt: du mußt ihn erreichen! — Da lagen nun mehr als zwanzig Jahre dazwischen, zwanzig Jahre des erfolglosen Bestrebens, des Irrthums, der wieder auflebenden Hoffnung, — und jetzt, wo ich den Stern meiner Jugend, den Abgott meiner Theaterlust auf der Bahre vor mir erblickte, stand ich im Begriff, den alten Irrweg wieder von vorn zu beginnen, als ob ich noch

ein Knabe wäre? Von seinem Grabe eilte ich auf die Bühne, um Probe abzuhalten!"

Holtei's erste Debüts führten zu keiner eigentlichen Entscheidung, ob der als dramatischer Vorleser berühmt gewordene Redner, wirklich theatralisches Darstellungs-Talent besitze? „Hanns Jürge" bot zwar manche gelungene Szenen in der Ausführung, doch schadete eine fühlbare Unsicherheit, die freilich bei dem Mangel an Uebung natürlich war. Ein anderes Stück, „Herr Heiter", ein Liederspiel in drei Akten, mißfiel und der Autor schadete dem Schauspieler. Erst als Wachtmeister in der „Lenore" gelang es Letzterem entschieden durchzugreifen. Er überholte in dieser Rolle, worin auch die sogenannte Routine kaum vermißt wurde, seine Vorgänger und setzte manche Zweifler in Erstaunen. Noch allgemeiner verbreitete sich der Glaube an einen wirklich vorhandenen Beruf durch die Aufführung eines neuen Schauspieles „Lorbeerbaum und Bettelstab," welches er sich, wie man es zu nennen pflegt, auf den Leib geschrieben und sogar seine mimischen Mängel und Schwächen benützt hatte, dieselben in ein Gesammtbild des schwachen, schwankenden Dichters Heinrich passend zu verweben. Dieser Sukzeß war ein vollkommener, wiederholte sich bei jeder Darstellung und reichte, was allerdings auffällig bei einem Drama solcher Gattung war, aus Logen und Parterre bis in die obersten Gallerieen. Wenn er daran bestimmte Hoffnung knüpfte, Herr Cerf müsse sich jetzt beeilen, mit ihm einen dauernden Vertrag zu schließen und ihn als Theaterdichter und Schauspieler für die königstädter Bühne zu gewinnen, so darf sie keine sanguinische gescholten werden. Dennoch erwies sie sich als solche. Die bescheidensten Forderungen wurden zurück- und Holtei abgewiesen. Man ließ ihn noch in einigen kleineren Neuigkeiten sein Glück versuchen, ließ ihn „Lorbeerbaum"

abspielen, bis kein grünes Blatt mehr daran war, wies ihm sodann die Thüre und machte ihm diese vor der Nase zu.

Ueber die Gründe dieses Benehmens gingen damals in der Stadt die verschiedensten Gerüchte.

Unser Zweck kann es hier nicht sein, uns bei Fragen aufzuhalten, über deren Beantwortung derjenige, den sie zunächst betrafen, wie es scheint selbst niemals ins Klare gelangen konnte. Genug, Herr Cerf wollte Herrn von Holtei nicht anstellen und der theatralische Anfänger von sechs und dreißig Jahren packte seine Sachen zusammen, ließ die Seinigen fürs Erste in Berlin zurück und trat eine Kunstreise an, um zu rekognosziren und zugleich seine Fähigkeiten vor fremden Zuschauern zu prüfen. Er gab mit mehr oder minder Glück in Hamburg, Leipzig und München Gastrollen. Als er im späten Herbst zu den Seinigen wiederkehrte, war die Stellung seiner Frau, Dank sei es Herrn Cerf, schon unerträglich geworden und die beiden Gatten kamen endlich, nach abermaligen vergeblichen Versuchen, darin überein, daß es besser sei, die Heimat, die sie sich in Berlin gegründet, die Freunde, ihre vielfältigen Verbindungen aufzugeben, und in die Fremde zu wandern, als sich länger zu beugen, zu demüthigen und doch nicht zu erreichen, woran Holtei sein ganzes Streben und Leben gesetzt. Er sagt: „Wenn jemals eine Ungerechtigkeit verübt wurde, so geschah es damals gegen mich; und wenn ich keinen Menschen deßhalb anklagen soll, so darf ich das Geschick grausam nennen, welches hier meiner Wirksamkeit und meiner Ausbildung für einen bestimmten, wohlerreichbaren Zweck feindselig entgegentrat. Wie ich nach Berlin gehörte; wie das königstädter Theater der Raum war, wo sich die mir inwohnenden Kräfte zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit entwickeln konnten: eben so war meine Thätigkeit für diese Anstalt ihr

wichtig. Auf diesem Boden mußten meine Anlagen gedeihen und durch ihr Gedeihen ihn schmücken. Ich wäre dort geworden, was ich zu werden vermochte, und das königstädter Theater wäre mit mir nicht geworden, was es (1846) ist."

Ich muß, als Augenzeuge, wie schon oben erwähnt, vollkommen bestätigen, was der Schwergeprüfte hier ausspricht. Holtei gehörte wirklich nach Berlin; nach dem Berlin des Jahres Vierunddreißig. Selten wird es einen Menschen dort gegeben haben, dessen Umgang und Bekanntschaft so verbreitet gewesen ist, so durch alle Klassen der Bevölkerung gereicht hätte. Man muß ihm das Verdienst lassen, daß er Spannkraft und Willen besaß, den Ansprüchen der vielseitigsten Geselligkeit zuvorkommend zu genügen, nie zu ermüden und dabei fortdauernd thätig und fleißig zu sein. Ein Mann, mit dem ich zu jener Zeit Geschäftsverkehr hatte, der längstverstorbene Intendanturrath Wilhelm Neumann, äußerte einmal: „Was ich an Holtei zumeist bewundere, ist, daß er bei seinem oft nichtigen, leeren, äußerlichen Treiben noch immer jenes innerliche Leben konservirt, welches aus all seinen poetischen Versuchen, auch aus den verfehltesten, spricht. Der Mensch ist nicht todt zu machen!" Das bewährte sich denn auch wieder, als er seine Häuslichkeit aufgab, seinen Sohn sammt Hauslehrer zu des Hauslehrers Eltern aufs Land in Kost schickte, alle Bande der Freundschaft abstreifte, insofern sie ihn halten wollten; den Kontrakt, den er von Darmstadt aus für seine Frau mit Herrn Cerf geschlossen fast gewaltsam zersprengte; und sich dann mit ihr und den Kindern in den Reisewagen setzte, ohne Geld, ohne bestimmte Aussicht, ohne klare Absicht, ohne vorbedachten Plan; doch nicht ohne Muth. Denn ohne diesen, wäre es nicht geschehen. Und hätte die Frau den Muth, den sie in Darm-

stadt eingebüßt, seitdem nicht schon wieder gewonnen, sie hätte dem Gatten unmöglich folgen können.

Ihr erster Haltpunkt war Breslau. Ich bedauerte, als ich davon hörte und las, nicht mehr dort zu weilen, um den Mann auf denselben Brettern — (das alte Haus, durch so viele große Meister geweiht, stand noch,) — zu erblicken, wo ich den vielgeschmähten Jüngling seinen Irrlauf beginnen sah.

Sie quälten sich durch ein in langen Zwischenräumen gezogenes Dutzend von Gastvorstellungen, welches bei dem heißen Sommer (1834) mitunter vor leeren Häusern, im Ganzen doch einträglich genug auslief. Dann gingen sie, im leeren grafenorter Schloß, wo ihnen große Räume bewilliget worden, die größte Hitze abzuwarten. Dort empfingen sie Besuche schlesischer Verwandten und Bekannten aus Nähe und Ferne. Auch Holtei's getreuer Freund, Professor Aug. Kahlert aus Breslau, stellte sich dort für einige Tage ein. Die Tage, die sie allein, ohne Gäste zubrachten, wurden für neue Arbeiten und für das Studium noch nicht gespielter Rollen benützt; weil sich H. die Aufgabe stellte, nicht bloß in Stücken aus seiner Feder zu spielen.

Wie mag ihm doch ums Herz gewesen sein in denselben Bergen, in den Räumen desselben Schlosses, belastet von schweren Sorgen für sich und die Seinigen, wo er vor siebzehn Jahren leichtsinnig, unbesorgt, übermüthig in eine lustige Zukunft voll wilder Abenteuer hinaus träumte?

Wahrlich, an Sorgen fehlte es nicht. Wohin er sich wendete, von allen Theaterdirektionen, denen er sich, seine Frau, seine Stücke anbot, empfing er abschlägigen Bescheid. Wenn es auf den Winter zugeht, brauchen die Bühnen selten Vorspann durch Gastspieler. Endlich öffnete ihm der Musentempel in Brünn die Pforten. Er durfte seinem bewährten

Freunde Heinrich Schmidt, dem er im Jahre dreiundzwanzig Luisen vorgestellt, jetzt Julien zuführen. Schmidt hieß das Paar willkommen. Das brünner Gastspiel dehnte sich auf siebzehn Abende aus und verbannte die dringendsten Verlegenheiten der Reisenden. Dort empfingen sie denn auch einen überraschenden Antrag aus Wien. Freilich nur von einem Vorstadt-Theater; und zwar von demjenigen, welches gerade damals das vernachlässigt'ste war; von der Josefstadt. Schmidt, der erfahrene Kenner wiener Theaterzustände, rieth dennoch zur Annahme: „Wien bleibt Wien, und wo Sie auftreten mögen, wenn es Ihnen gut gelingt, werden die Wiener Sie aufsuchen. Im schlimmsten Falle bleiben Sie unbeachtet, und was schadet Ihnen das jetzt, wo Sie nichts zu verlieren, wo sie nur zu gewinnen haben?"

Der Rath war gut und praktisch. Holtei's Erfolg in Wien ist bekannt. Seine Schau- und Liederspiele brachten das ganz vergessene Josefstädter für ein halbes Jahr in die Mode. Man drängte sich, kleine Blüetten wie „der schottische Mantel," „die weiblichen Drillinge" zu sehen, als ob die größten Spektakelstücke und Zauberpossen aufgeführt würden. Der „Lorbeerbaum" that seine Schuldigkeit in noch höherem Grade, als er sie in Berlin und Hamburg gethan. Dazwischen kamen dann auch wohl Sachen, die weniger gefielen, geringere Anziehungskraft übten. Doch ging es, Eins ins Andere gerechnet, immer glänzend. Die dadurch gewonnenen Summen hätte H. benützen sollen, weiter zu reisen; oder am Orte auszuharren, ob sich für seine Frau nicht am Burgtheater, für ihn „an der Wien" sichere Plätze fänden? Statt dessen ließ er sich beschwatzen, mit dem schon auf schwachen Füßen stehenden Unternehmer einen dauernden Kontrakt abzuschließen. Die Voraussetzung, daß in Baden bei Wien der kaiserliche Hofhalt den Sommer zubringe und daß er

da, — (denn das badener und josefstädter Theater wurden damals von einem und demselben Pächter verwaltet,) — Mittel finden würde, weiterreichende Pläne zu realisiren, verblendete ihn. Kaum war der bindende Kontrakt unterzeichnet, so starb des Kaisers Majestät, und die badener Aussichten gingen in Rauch auf. Die Saison war matt und dürftig. Nachdem sie zu Ende, war es auch mit dem Unternehmer zu Ende. Er entfloh bei Nacht und Nebel und hinterließ eine hirtenlose Heerde, mit welcher Holtei's noch einen Winter hindurch auf leeren Feldern weideten. Dort durfte ihres Bleibens nicht sein. Sie machten sich los, gingen auf einige Vorstellungen nach Preßburg, wo H. liebe, theure Freunde gewann, mit denen er fest verbunden blieb; dann, nach Wien kehrend, verschleuderten sie abermals ihre häusliche Einrichtung um Spottpreise — und bestiegen abermals den Wagen des wandernden Komödianten. Sie hinterließen in Wien günstige Erinnerung. Bei Juliens Namen gedenkt man der talentvollen, gebildeten Schauspielerin und, was noch mehr sagen will, der edlen, vorzüglichen Frau. Im vergangenen Sommer noch äußerte Franz Grillparzer gegen einen meiner Bekannten, mit dem er am Gesundbrunnen zusammentraf: „Holtei's zweite Frau bleibt mir unvergeßlich; ich habe nie eine Schauspielerin kennen gelernt, die mir im Leben solche Achtung eingeflößt hätte!"

Holtei nahm den Ruf eines begabten Poeten mit. Die beiden Schauspiele, die er während seines wiener Aufenthaltes geschrieben: „Wiener in Paris" und „Shakspeare in der Heimat" trugen dazu bei, ihm dauernde Geltung zu verschaffen. Das war, was er in Wien gewann. Der pekuniäre Ertrag des ersten Winters wurde von der mißlungenen Spekulation in Baden, von dem Bankerott des Unternehmers, von der kaum hergestellten und sogleich wieder feilgebotenen

häuslichen Einrichtung, wohl auch von zu großem Aufwand verschlungen, den er überall machte, wo es galt, zu bewirthen und Andere leben zu lassen. Er sagte den Wienern in düster gehaltenen Strophen Dank und Lebewohl und trat den Rückweg über Brünn an, wo sie wieder gastirten, dießmal mit weniger günstigem Erfolge. Von dort aus wurde eine Depesche — (telegraphische gab es 1836 noch nicht) — nach Grafenort abgefertiget, anzufragen, ob seinem alten Gönner und Schloßherrn die Reisenden willkommen und angenehm wären? Die Frage wurde freundlichst bejahet; Schloß Grafenort nahm die Wanderer wieder auf. Es währte auch nicht lange, so war eine kleine Truppe zusammengetrommelt und die theatralischen Vorstellungen nahmen ihren Anfang, zum Vergnügen der Ortsbewohner, wie der Umgebung, die sich scharenweise dahin verfügte.

Hier entstand bei unserm Freunde die abenteuerliche Idee, (eigentlich geht sie wie ein dunkles, unbegreifliches Bedürfniß durch seine ganze Lebensrichtung,) eine reisende Theatertruppe nach seinem Sinne zu unternehmen. Er suchte, um gleich den Anfang zu machen, bei dem Oberpräsidium der schlesischen Regierung um eine Konzession nach, die ihm ohne Widerrede ertheilt wurde. Nachdem der Graf das Schloß verlassen, blieb er mit seiner kleinen Bande in Grafenort zurück und machte wirklich in der nahe gelegenen Festung Glatz den ersten Gebrauch von der ihm gegebenen Bewilligung. Wer weiß, wohin es gekommen, wer weiß, was aus diesen bescheidenen Anfängen geworden wäre, und ob wir jetzt nicht vielleicht eine Wanderbühne eigenthümlicher Gattung unter seiner Führung besäßen, hätte nicht der Tod ein ernstes Wort dazwischen geredet? Holtei's Sohn, ein Knabe von fünfzehn Jahren, kam auf Besuch nach Grafenort. Kaum eingetroffen ergriff ihn ein nervöses Fieber. Die ernstesten

Befürchtungen lähmten sogleich den Eifer des Vaters und die Theaterpläne wurden fürs Erste aufgegeben, die schon engagirten Mitglieder und Schüler entlassen. Nach vierwöchentlichem Krankenlager starb der Knabe. Mit seiner Leiche scheinen die wunderlichen Entwürfe schon ins Grab versenkt gewesen zu sein. Wenigstens ist bei den bald darauf erfolgenden Fahrten nach Hirschberg, Warmbrunn, Reichenbach, Glogau mehr die Rede von Gastvorstellungen im Vereine mit der alten, wohlbekannten Schauspieler-Prinzipalin Faller, seiner treuen, heiteren Freundin. Im Herbst hat er die Flügel gänzlich sinken lassen. Er schleppt sich mit den Seinigen über Görlitz nach Dresden, weil er, wie er sich ausdrückt, das Bedürfniß fühlt, wieder auf einem Theater ersten Ranges mit seiner Frau zu erscheinen und in der Nähe Berlins genannt zu werden. Nur durch huldreiche Vermittlung einer einflußreichen Gönnerin bei Hofe gelingt, was sogar Tiecks ihm günstige Bemühung nicht durchsetzen kann. Sie treten auf, ernten Beifall in verschiedenen seiner Stücke, und er erlebt die Genugthuung, den Beifall, der ihm reichlich zu Theil wird, durch Hinweisung auf jenen Abend zu erwiedern, wo er vor sechszehn Jahren auf denselben Brettern als Juranitsch mit der Veste Sigeth fiel. Doch eben Meister Tiecks offen dargelegte Gunst erweckt bei Andern Besorgnisse, man werde ihm in Dresden eine Anstellung darbieten. Er selbst sieht ein, wie schwierig seine Stellung zwischen ausgesprochenen Gegnern werden müßte; und den qualvollen Zustand bei der darmstädter Bühne im Angedenken, beschleuniget er die Abreise aus Sachsens Hauptstadt, ehe noch entschiedene Anerbietungen von einer, oder kränkende Widersprüche von der andern Seite zur Sprache kommen.

Er begibt sich geraden Weges nach Berlin, ohne, wie

er ehrlich eingesteht, nur im Entferntesten zu ahnen, was er und Julie dort zu hoffen haben könnten?

Das Theater in der Königstadt, noch immer durch Herrn Cerf geleitet, ist für ihn nicht mehr da. Das versteht sich. — Vielleicht das Hoftheater? Und wenn auf den ersten Anlauf schon nicht das große, berliner, doch vielleicht das kleine königliche Schauspielhaus in Potsdam, wo bei Anwesenheit des Hofes häufig gespielt wird?! Ist es nicht ein Leiden und eine stäte Angst der General-Intendantur, diese oft über Nacht befohlenen Repräsentationen da drüben mit dem berliner Repertoir zu vereinen, ohne daß letzteres allzu empfindliche Störungen erleide?

Bringt er nicht einen ganzen Sack voll neuer Scherze, Schwänke, Liederspiele mit, wo außer ihm und seiner Frau nur zwei, drei Menschen noch beschäftigt sind? Ja in manchen gar niemand außer ihnen? Das scheint ja, wie wenn die Waare fürs Lokal-Bedürfniß bestellt wäre? Er steckt sich hinter Alexander von Humboldt, und dieser — wann und wo hätte Humboldt eine Gelegenheit vorübergehen lassen, förderlich und hilfreich zu sein? — bereitet den General-Intendanten auf Holtei's Anerbieten und Besuch vor. Alles geht nach Wunsch. Graf Redern findet die Sache höchst plausibel. Sie besprechen schon, was an den ersten Abenden gespielt werden soll und kann? Und es erfolgt nun die sehr natürliche Frage: welch ein Honorar für Stücke und Gastspiel festzustellen sei? — Da schlägt den reisenden Komödianten sein alter Teufel in den Nacken; anstatt zu sagen: Exzellenz, ich dächte so und so viel, oder wie Sie meinen! fängt er von Theaterschule und Ensemble, von kleiner Volksbühne und Konzession und tausend verworrenen Plänen zu faseln an; der Graf erschrickt, wittert versteckte Absichten, wohl gar ein

drittes Theater in Berlin, (183⁶/₇) macht Linksum . . . . und alles ist gesagt. —

Späteren, durch Frau und Schwiegermutter mit dem Geheimkämmerer des Königs heimlich angezettelten Versuchen, setzt er, nachdem er einmal durchschaut, daß man die Unterhandlungen ins Gebiet der Gnade zu ziehen beabsichtigt, plötzlich erwachenden Stolz entgegen. „Betteln mag ich nicht," schreibt er dem Geheimkämmerer; und schneidet jedes fernere Für und Wider ab.

Er sagt: „bis hieher und nicht weiter! Müde dieser ewigen Quälereien, will ich mit dem Theater nichts mehr zu schaffen haben. Segen hat es mir ohnehin noch nicht gebracht, und eigentliche Lebensfreude schon gar nicht. Soll ich mich mit Füßen treten lassen, und dazu auch noch ein freundlich Gesicht machen? unterthänig danken, dafür, daß ich arbeite und mein Talent versplittere, indem ich es einer Anstalt (deutsche Bühne genannt,) widme, die von den Launen Einzelner und den fast noch schlimmeren eines Publikums abhängt, welches nirgend weiß, was es will? Fahre hin, du letzter meiner lang-geträumten Jugendträume! Von nun an setz' ich mein Bestreben an eine Gattung Schriftstellerei, die nicht von Wind und Wetter, nicht vom Augenblick vernichtet werden kann; ich schreibe für die Lesewelt. Frau und Tochter will ich durch meine Feder schon ernähren!"

Da setzt er sich am 24. Januar des Jahres Siebenunddreißig hin und beginnt den ersten Band der „Vierzig Jahre," denen er diesen Titel beilegt, weil er am 23. sein vierzigstes Lebensjahr vollendet hat.

Dießmal scheint es ihm vollkommener Ernst gewesen, mit dem Theater für immer zu brechen; und seine brave Frau hat gewiß nichts gegen diese Trennung einzuwenden gehabt; hätte sich gewiß jeder nothwendig werdenden Ein-

schränkung gefügt und mit Freuden ihren häuslichen Pflichten, ihrer geistigen Fortbildung allen Kulissentand zum Opfer gebracht!

Der liebe Gott wollte anders.

Aus russischem Reiche müssen die Aktionärs eines neu zu errichtenden deutschen Theaters an unsern Freund schreiben, ihm die Direktorstelle in Riga anzutragen. Kapellmeister Heinrich Dorn, damals dort ansässig, hat die Aufmerksamkeit jener Herren auf Holtei gelenkt. Sie laden ihn zu einer Berathung ein, er leistet Folge, eilt über Königsberg, Tilsit, durch Kurland (seiner Väter Heimat) nach Livlands Hauptstadt, wird dort liebevoll aufgenommen, gewinnt das allgemeine Vertrauen, und kehrt schon binnen wenigen Wochen, mit unumschränkter Vollmacht und reichem Kredit ausgerüstet, nach Deutschland zurück, um eine große Truppe für rezitirendes Drama und Oper, um Chöre, Musiker, Soufleure, Theatermeister und wer weiß was noch zu engagiren. Hier entfaltet er (was ich zuletzt in ihm gesucht hätte,) administratives Geschick; denn er bringt in wenig Monaten, mit verhältnißmäßig geringen Mitteln, eine gute Gesellschaft zusammen, welche schon am 3. September Shakspeare's Lear auf solche Weise darstellt, daß der Ruf davon nach Petersburg dringt und daselbst Aufmerksamkeit erregt.

Der Aufenthalt in Riga muß, aus seinen Memoiren zu schließen, ein höchst beglückender für die Familie gewesen sein. Fehlte es auch nicht, woran es auf Erden selten und beim Theaterwesen niemals gebricht, an geschäftlichen Reibungen und Verdrüßlichkeiten, besonders im Anfange, so gestaltete sich doch bald wieder Alles sehr angenehm; und die geselligen und freundschaftlichen Beziehungen übertrafen jede Erwartung. Auch in Mitau, wo das rigaische Stadttheater zur Johanniszeit, während der große kurische Adel sich versammelt, einen

Monat zuzubringen pflegt, zeichnete man die Mitglieder d·s-selben ungewöhnlich aus, und Holtei wurde von seinen Namens- und andern Verwandten, so wie von der ganzen vornehmen Welt freudig anerkannt, ohne im Entferntesten daran erinnert zu werden, daß er sein Freiherrnthum an den Garderoben-Nagel des Komödiantenthums gehängt. Es begegnete ihm, schreibt er, nur Gutes, Erfreuliches in dem „gefürchteten Lande". Die wenigen Vorfälle, die etwa auf „Willkür" deuten, und die er humoristisch erzählt, wendeten sich so günstig, daß sie nur dazu beitrugen, seinen Aufenthalt zu schmücken. Alles ging vortrefflich — doch schon vor Ablauf des zweiten Jahres starb Julie, nach kurzer Krankheit, doch nach schauderhaften Qualen, in Folge unglücklicher Entbindung. Gegenwart und Zukunft waren mit einem Schlage zerstört. Die Heimat, kaum gefunden und recht erkannt; eine zwiefache Heimat, insofern das nahe Mitau zu Riga gehörte, war schon wieder verloren. Denn er behauptete, die Theater-Unternehmung, die ihm nun verhaßt sei, nicht länger führen zu können. Menschlich mag das gewesen sein, erklärlich, vielleicht verzeihlich, — aber doch sehr unklug, sehr tadelnswerth. Vergebens drangen Gönner und Freunde in ihn; vergebens gab man ihm von allen Seiten, mit den Beweisen rührender Theilnahme, die während Juliens Krankheit, nach ihrem Tode, bei ihrem Begräbniß den höchsten Grad erreichte, herzliche Versicherungen, allen seinen Wünschen und Forderungen zu genügen.

Wie ein ungeberdiges Kind stieß er Freundschaft, Wohlwollen, guten Rath und Beistand von sich; jedem guten Worte sein trotziges: „ich kann nicht! ich will nicht!" entgegen setzend.

Die edlen Rigenser! Sie grollten ihm nicht! Sie überhäuften ihn mit Zeichen ihrer Güte. Sie löseten endlich den noch giltigen Vertrag und brachten sogar noch schwere, klin-

gende Opfer, damit er scheiden könne von ihnen, den sie gern behalten hätten. (Undankbar ist er nicht; in den „Grafenorter Briefen" hat er es laut gepriesen.) Und lieb müssen sie ihn gehabt, werth müssen sie ihn gehalten haben. Sonst hätte nicht, vierzehn Jahre nach seinem Abschiede, sein Andenken so lebendig bleiben können, daß auf schriftliche Empfehlung von seiner Hand, dem jetzigen Unternehmer (Herrn Thomé), den dort keine lebende Seele kannte, der Vorzug vor zehn Mitbewerbern gegönnt worden wäre!

Desto schmerzlicher mögen Diejenigen, die den alten Holtei leiden können, heute noch bedauern, daß er sich damals aus Verhältnissen gewaltsam losgemacht, die ihm so ersprießlich waren. Dort mußte er bleiben, dort leben und sterben, dort sein Grab finden, auf dem Friedhofe, wo die Rigenser ein schönes Denkmal für Julien errichtet haben

Freilich würde er dort, im fernen Lande, nur seinem Geschäfte sich widmend, als Schriftsteller die Laufbahn nicht betreten haben, die er in späteren Jahren einschlug; manches hübsche und gemüthliche Buch wäre dort nicht geschrieben worden. — Gleichwohl wollt' ich's ihm gönnen, daß er in Riga ein wohlhabender, ansässiger Mann wäre. Als deutscher Schriftsteller ist er's nicht.

Juliens Kinder lagen neben ihr im Grabe. Luisens Tochter Marie blieb in Pflege und Obhut beim Oberpastor der Kronkirche, Konsistorialrath Grave, mit dessen vortrefflicher Frau, Schwägerinnen und Töchtern Holtei's im innigsten Verkehr gelebt. Dieses Haus gab der zum zweitenmal Verwaiseten eine passendere Zufluchtsstätte, als der Witwer ihr hätte bieten können. Der Abschied war schwer; nicht allein von der Tochter; auch von den rigaischen Freunden, die dem Scheidenden nachsangen:

„Viel mögen in der Heimat Dich begrüßen,
Mit alter Liebe gern erneu'ter Lust,
Doch wärmer kann Dich niemand dort umschließen,
Und treuer klopft, als hier, Dir keine Brust.“

Im Februar 1839 trifft der nordische Wanderer vor dem königlichen Oberpostamte in Tilsit wieder ein und empfindet, von seinem Gönner, dem Oberpostdirektor Nernst, empfangen, schmerzlich den Unterschied zwischen gegenwärtigem, einsamem Einzuge im preußischen Vaterlande, — und jenem damaligen bunten, frohen, hoffnungsreichen Auszuge, dem derselbe tilsiter Freund das Geleite gegeben. Bei diesem verweilt er einige Tage, rafft sich aber bald zusammen, um weiter zu ziehen, — und Brot zu verdienen. Denn was er etwa besessen, ist natürlich im rigaischen und mitauischen Theater-Inventar sitzen geblieben und sein dortiger Nachfolger hat nur vorläufig, aus Gefälligkeit für ihn, übernommen; ausgleichende Berechnungen über Soll und Haben werden erst später stattfinden. Der Vagabund sucht seinen alten Shakspeare hervor und versucht mit diesem sein Heil. In Königsberg begann er mit entschiedenem Glück und zog über Bromberg und Posen nach Breslau, wo er als öffentlicher Vorleser zum Erstenmale erschien. Durch diese Städte mit Gelde ausgerüstet, reisete er im Lande kreuz und quer, um einige Mitglieder bei verschiedenen Bühnen in Leipzig, Dresden, Magdeburg, Halle, Braunschweig, Baireuth, Bamberg, Nürnberg aufzustöbern, die er seinem Nachfolger in Riga versprochen hatte. Dabei erkrankte er und eilte, sobald er wieder reisen konnte, nach seinem unvergeßlichen Grafenort, wo er vor dem Grafen anlangte und den ungestörten Aufenthalt daselbst benützte, die „Grafenorter Briefe“ zu schreiben; ein Büchlein, worin er seiner Verstorbenen in ungezierten Worten das rührendste Denkmal setzte. Dann besucht er Verwandte und Freunde im

schlesischen Vaterlande und geht, als der Winter wieder einbricht, nach Berlin, wo er für sich — und seinem Brauche gemäß: für die Armen, — Vorlesungen hält. Im Januar 1840 trifft ihn die Trauerpost, daß Oberpastor Grave in Riga gestorben sei, daß folglich seine Tochter auf die Länge dort nicht mehr bleiben könne, weil dieser Todesfall eine Veränderung des Hauswesens nach sich zieht. Er begibt sich also wieder dem Norden zu, weil er Marien zurückholen will; wenn er schon noch nicht gewiß weiß, wo er mit ihr hin soll? In Königsberg findet der Vorleser Shakspeare's ein lebendiges Andenken und günstige Aufnahme in allen vornehmen, gelehrten, geistigen Gesellschaftskreisen. Dann fliegt er nach Tilsit, (immer im Schlitten,) von dort nach Tauroggen an die russische Grenze, wo er seine Tochter, die der treuerprobte Freund Hofrath von Brackel ihm von Riga bringt, in Empfang nimmt, sie in Tilsit absetzt, rasch noch einige Exkursionen nach Elbing und Braunsberg vollführt, wo man ihn hören will; und endlich wieder bei Nernsts einkehrt, eine silberne Hochzeit feiern hilft und dann sein Kind in den Wagen hebt, immer noch ohne bestimmtes Ziel und ohne festen Entschluß für des Mädchens Zukunft; weil Vater wie Tochter miteinander berathen, ob Letztere bei Holtei's Stiefmutter in Oels (in Schlesien), bei Juliens Mutter in Berlin, oder bei Luisens Pflegemutter in Steiermarks Hauptstadt um Aufnahme bitten soll?

Da werden die Reisenden in Küstrin von zwei Briefen eingeholt. In dem einen macht die letztgenannte oben erwähnter dreier Mütter ihr Vor- und Anrecht auf Luisens Kind gelten, und will es nach Steiermark mitnehmen. Im zweiten trägt der Reichsgraf zu Herberstein dem ehemaligen Volontär des grafenorter Schloßtheaters einen Posten als Gesellschafter an; vermöge dessen sich Holtei nach Eggen-

berg, allwo der Graf das nächste Jahr zubringen wird, zu begeben habe. — Eggenberg liegt ein halbes Stündchen von Graz entfernt.

Vater und Tochter ziehen nach Steiermark.

Großer Propheten-Gaben hätt' es kaum bedurft, um vorher zu sehen, daß Holtei als Gesellschafts-Kavalier nicht lange ausdauern werde. Am allerwenigsten bei einem so heftigen, aufbrausenden Herrn, der, ihm zwar herzlich geneigt und an edlen Eigenschaften reich, ihn dennoch bald fühlen ließ, daß er nicht mehr der als Gast aufgenommene und als solcher der zart behandelte Künstler, sondern daß er nun ein „Angestellter, ein bezahlter Diener sei." Dieser Zwiespalt zwischen sonst und jetzt trat schon in den ersten Wochen so schroff hervor, daß der Gesellschafter ausreißen wollte. Der Graf hielt ihn zwar fest, aber der ursprünglich beabsichtigte Zustand mußte auf Holtei's ausdrückliches Begehren aufhören. Aus dem besoldeten Begleiter, wurde wieder ein freiwilliger; aus dem angestellten Gesellschafter, wurde wieder ein selbstständiger, freier Gast. Das war ganz gut, insofern es das alte Einvernehmen herstellte; nur fehlte die Gage, auf deren Empfang das Verhältniß basirt war. Um einen Kreuzer in der Tasche zu haben, hätte H. ihn erwerben müssen durch literarische Arbeiten. Und zu denen scheint das prachtvolle Fürstenschloß Eggenberg ihn nicht aufgefordert, dazu scheinen ihn die öden Räume nicht angeregt zu haben. Er fühlte sich unheimlich in diesen Umgebungen.

Die im Oktober (1840) in Berlin bevorstehende Huldigung für Friedrich Wilhelm IV., veranlaßte den Grafen, als sujet mixte sich dorthin zu begeben. Holtei, der weder als Majorats- noch sonstiger Besitzer zu huldigen hatte, benützte solchen Zwischenfall und schlüpfte nach Wien. Der Graf fand in Berlin einen andern Gesellschafter und unser Freund

war wieder ganz und gar sein eigener Herr. Dieser Ausdruck lautet sehr hübsch nur muß sich in seinen Klang auch etwas Silberklang mischen. Sonst kann derjenige, der sich so nennt, als sein eigener Herr verhungern. Dergleichen stand dem aus dem Dienste getretenen Gesellschafter bevor. Seine Wünsche, an wiener Journalen mitzuarbeiten, realisirten sich nicht. Es gab dazumal noch wenige Tagesblätter in Wien und diese waren hinreichend mit Federn versorgt.

Öffentlichen Vorlesungen, die allerdings etwas versprachen, standen vielfache Hemmnisse im Wege. Was etwa versucht wurde, diese wegzuräumen, mißlang. Die Noth stieg immer höher. Aus Riga traf der Abschluß der Berechnung ein. Was fürs Inventarium während Holtei's Pachtzeit angeschafft war, blieb kontraktlich als eiserner Bestand daselbst, und hatte derjenige, der eigensinnig auf Trennung gedrungen, nicht nur nichts zu fordern, sondern seinem Nachfolger noch eine bedeutende Summe zu entrichten, welche durch Lizitation sämmtlicher zurückgelassener Privat-Effekten nicht erreicht worden war. Der Ertrinkende greift nach einem Strohhalm; sein Strohhalm war der Schauspieldirektor Carl, der die beiden Theater an der Wien und in der Leopoldstadt führte. Diesem bot er sich als Schauspieler dar, welcher in eigens von ihm verfaßten, — doch noch nicht vorhandenen, erst zu schreibenden Stücken auftreten wolle!

Carl empfing den Dichter des „Lorbeerbaumes," aus welchem jetzt wirklich ein „Bettelstab" geworden, zuvorkommend und sie einigten sich bald. In rascher Folge kamen nun, außer einigen Reprisen früher schon in Wien gegebener Stücke, „Die Perlenschnur, (Hanns Jürge), Pariser in Wien, der stumme Hirt, Erich der Geizhals" u. s. w. in und mit welchen Holtei theils auf dem Theater a. d. Wien, theils auf jenem der Leopoldstadt erschien. Zwischen diesen Beschäftigungen hörte

er nicht auf, seinen Hauptzweck, die öffentlichen Vorträge shakspear'scher Dichtungen, im Auge zu behalten und gelangte endlich dazu, den Ertrag des ersten dem Institute barmherziger Schwestern anbieten zu dürfen. Dadurch erregte er die Aufmerksamkeit der gebildeten und vornehmen Welt, die schon immer an seiner theatralischen Wirksamkeit Theil genommen, genoß die Auszeichnung, zum Fürsten Staatskanzler gerufen zu werden, und erreichte so die längstersehnte Erlaubniß: Vorlesungen fürs Publikum ankündigen zu dürfen, die er, in mehrfachen Cyklen, bei immer steigender Theilnahme auch des größeren Publikums auf dem leopoldstädter Theater wiederholte. Er sagt darüber: „Wenn mich beim Rückblick auf mein Leben nicht selten der Gedanke beschleichen will, es sei tadelnswerth, daß ich nicht mit allen Kräften darauf hingearbeitet, mich aus dem theatralischen Dilettanten, der ich streng genommen immer war und blieb, zu einem tüchtigen praktischen Schauspieler auszubilden, um auf der leichtsinnig betretenen Bahn als Mann das höchstmögliche Ziel zu erreichen; wenn dieser Gedanke, vereint mit Vorwürfen, — die mir Andere in demselben Sinne gemacht, indem sie mich sträflicher Unbeständigkeit geziehen haben, — mir wie ein Gespenst drohen will! Dann, ja dann wend' ich mich jenen Abenden zu, an denen ich, *ich allein*, ohne fremde Beihilfe, des größten Dichters Werke, vor dem Publikum der größten deutschen Stadt, würdig und ehrenvoll lebendig gemacht." Und ferner schließlich: „Deßhalb, alle Bescheidenheit beiseite, brauch' ich die Bühne nicht; und wenn ich auch eben kein berühmter Schauspieler bin, bin ich doch immer auch Jemand!"

Er macht einen Ausflug nach *Preßburg* (zu den theuren Freunden vom Jahre 1836) und nach *Pesth*, wo er im Riesenhause, welches damals Theater hieß, seine Lunge fast erschöpft, und eilt dann im August 1842 nach Graz, wo

seine Tochter sich mit einem Advokaten verheirathet. Lassen wir ihn darüber selbst sprechen: „Die Hochzeit fand bei Verwandten des Bräutigams auf einem Weinberge statt. Dicht beim Wohnhause steht eine kleine Kapelle; so klein, daß außer dem Geistlichen und dem Brautpaare fast niemand darin Platz finden konnte. Die Hälfte der Hochzeitsgäste, obgleich wir Alles in Allem deren nur fünf waren, des Bräutigams Mutter und der Braut Vater mit eingerechnet, standen im Freien, unter jenem blauen Dache, welches den großen Tempel Gottes bildet. Finken und andere Vögel sangen lustig in die Traurede hinein. Die heit're Sommerluft; der helle Tag, der auf die Weinberge blickte, befreiten mich von der Bangigkeit, von welcher mein Gemüth bei dergleichen Feierlichkeiten sonst immer bedrückt wird. Es war schön."

Nachdem er in Graz noch einigemale zum Vortheile verschiedener Benefizianten und zu seinem eigenen die Bühne betreten, geht er abermals zu den theuren preßburger Freunden und dann, über Wien, eiligst nach Berlin; wo er, wie aus seinen dunklen Andeutungen sich entnehmen läßt, die Absicht hegt, Vorleser des Königs zu werden. Eine Absicht, die mit der Erkrankung seines dresdner Meisters Ludwig Tieck zusammenhängt, den Friedrich Wilhelm IV. bald nach seiner Thronbesteigung zu sich berufen. Es wurde damals in Berlin viel darüber geredet; doch da in jene Tage meine Zurückversetzung nach Breslau fällt, so hab' ich den Ausgang nicht verfolgt, und weiß nicht zu melden, woran diese Bemühungen gescheitert sein mögen.

Er verweilt über Winter in Berlin, gibt Vorlesungen, läßt „Erich der Geizhals" auf dem Hoftheater aufführen und durchfallen, lebt mit alten und neuen Freunden, schreibt ein für seine Leseabende bestimmtes Zaubermährchen „Die beschuhte Katze," welches Aufsehen macht und bald nachher

im Druck erscheint; und begräbt endlich seinen Jugendgenossen und Landsmann **Karl Seydelmann**, dessen Andenken er durch einen gediegenen Aufsatz (siehe: Obernigker Bote, Bd. II) gebührende Ehre beweiset. Zum Frühjahr nimmt er für sich und Juliens Mutter eine Sommerwohnung in **Charlottenburg**, worin er binnen wenigen Monaten die ersten zwei Bände der „Vierzig Jahre" vollendet. Erst als er das Manuskript abgeliefert, macht er sich nach **Grafenort** auf, in der löblichen Voraussetzung weiter schriftstellern zu können. Doch der Theaterteufel ist ihm schon wieder auf den Fersen. Er läßt sich verleiten, dem Grafen abermals eine kleine Truppe zu organisiren und mit derselben als: „Direktor, Regisseur, Theaterdiener, Requisiteur, Rollenschreiber, Theaterdichter, Billetvertheiler und Schauspieler" thätig zu sein, wodurch denn begreiflich der dritte und vierte Band der „Vierzig Jahre" das Nachsehen hatten. Auch die alte fixe Idee der „reisenden Truppe", dießmal verbunden mit einer „wandernden Theaterschule" tauchte wieder auf. Was er darüber schreibt, ist geistreich, vielleicht wäre es auch praktisch ausführbar; nur dünkt **er**, seinem Wesen nach, mir durchaus nicht geeignet, es ins Leben zu rufen.

Es blieb denn auch bei Entwürfen. Und weil ihm für all seine „Pack-Eselei" wenig Dank zutheil wurde, machte er sich mit raschem Entschluße frei und ging, um nun wirklich arbeiten zu können, nach der schlesischen Landstadt **Oels**, zu seiner Stiefmutter und Schwester, wo denn die vorgesetzte Ausführung jener beiden Bände gelang.

Im Sommer 1844 trat er eine Kunstreise an. Hatte er doch seinen genugsam verbreiteten Ruf als Vorleser noch wenig ausgebeutet und nur in denjenigen Städten zur Geltung gebracht, in welche der Zufall ihn geführt. Jetzt wollte er das nachholen und dieser Reise Ziel sollte ganz Deutschland sein.

Er fing im Gesundbrunnen Warmbrunn an, zog von dort nach Liegnitz, und hatte bereits in Glogau Quartier bestellt, da — — — nein, es ist um die Geduld zu verlieren! — da kommt noch einmal das Theater dazwischen, Holtei ist wirklich prädestinirt dazu.

Der Pächter des breslauer Aktientheaters, Baron Baerst wird, todkrank, von seinen Ärzten in die Pyrenäen-Bäder geschickt und wünscht einen stellvertretenden Direktor zu haben, der das Geschäft nicht allein jetzt, während dieser Abwesenheit, sondern auch später leitet. Dazu hat er sich den alten Freund und Genossen früherer Jahre ausersehen. Und Holtei, der, wenn er eine Bühne führen wollte, dieß nirgend besser, einträglicher haben könnte, als in Riga, wo er nur im warmen Neste zu bleiben und anzunehmen brauchte, was ihm von allen Seiten herzlich dargeboten wurde; Holtei, dem nicht unbekannt sein kann, in welches Gewebe von Kabalen und unbesiegbaren Parteiungen diese grundschlecht geführte, künstlerisch total-gesunkene Anstalt verstrickt ist; Holtei läßt sich von sentimental-poetischen Träumen gediegener Wirksamkeit blenden; fabelt von wunderbaren Fügungen, die ihn als reifen Mann an die Spitze eines Kunstinstitutes (!) in seiner Vaterstadt stellen; — kurz, er nimmt den Antrag an und ladet sich dadurch eine Masse von Arbeit, Verdruß, Bosheit, üblem Willen und Verantwortung auf den Hals, die ihn fast erdrückt. Derselbe Mensch, der sein Vorgänger im Amte war, und ihm, (trotz aller entgegengesetzten Versicherungen,) höchst ungern Platz macht, ist zugleich Zeitungsredakteur und läßt nun seine Gesellen giftig und bissig rezensiren, was Fleiß, redlicher Wille, Einsicht und Erfahrung erstreben. Einige als Störenfriede übel berüchtigte Mitglieder thun das Ihrige in Zwietracht unter sich, in Renitenz gegen die Direktion, ihm das Leben möglichst sauer zu machen. Eine kostbare Sängerin stört so

viel als nur möglich die Oper; eine prätentiöse Putzdocke von erster Schauspielerin bietet ihren Anhang auf, neben sich jedes Talent zu unterdrücken. Kurz das Schicksal des armen Stellvertreters ist bedauernswürdig! — Aber i ch konnte ihn nicht bedauern. Wenn im Gasthause, wo ich speisete, von der Jammer-Existenz geredet ward, die er führte, rief ich jedesmal aus: Es geschieht ihm recht; was hatte er auch, zum Henker, in dieser Galeere zu schaffen? Mit beinahe achtundvierzig Jahren ist man kein Kind mehr, und soll sich besser überlegen, was man thut. Dennoch freute ich mich in seine Seele, als ich vernahm, er habe die Bande, die ihn hielten, zerrissen. Da er es gethan, wollte man ihn nicht lassen. Doch er setzte es durch und machte sich frei. Nicht unwahr sind die herben Äußerungen, die er, von dieser wiedergewonnenen Freiheit redend, in seinen Memoiren thut: „Vielleicht, — und das soll keine Ironie sein, sondern es ist mein bitterster, schwerster Ernst; vielleicht ziemt es dem gegenwärtigen Zustande des deutschen Theaters, wie des deutschen Theaterpublikums, vorzüglich aber der Kritik, *) daß der Führer und dramaturgische Leiter einer Bühne in technisch-artistischer Beziehung nichts verstehe? Vielleicht geht es bei einem solchen Führer am besten! Denn ob Du Dich auch bemüh'st, den Darstellungen, die Du vorführen willst, mehr Rundung und Einklang zu geben; ob Du darauf ausgeh'st, von innen zu reformiren, und den Geist der Ordnung, der behaglichen Gemeinschaft zu wecken, wo er schlief oder gewichen war; ob Du bis in die feinsten Nerven ergriffen mitempfindest, was gelingt oder mißlingt, und Dich aufreibst in Sorgsamkeit und ängstlicher Theilnahme! — wer wird es Dir danken? Wer fragt danach? Wer achtet

*) Damit meint er wohl eben nur die damalige, breslauische, wahrlich höchst ungerechte?

nur auf die Resultate, die Du erzielst, und für die, soll er sie bemerken, der geschärfte Sinn des eingeweihten Kenners nöthig wäre? Darum handelt sich's nicht mehr. Neues, nur Neues! weiter will man nichts. Fort im Strome des Tages; mit ihm! Bringe zur Anschauung, was der Markt bietet! Nur Neuigkeiten! Nur raschen Wechsel! Ob eure Kräfte dafür ausreichen? Ob der Soufleur die Schauspieler überschreit? Gleichviel! Gräme Dich nicht! Wolle nicht klüger sein, als die Andern, sonst schelten sie Dich dumm! Du wähnst Deine Pflicht zu erfüllen, und wirst ein langweiliger Pedant. Als solcher hab' ich ein halbes Jahr mich abgeängstigt und gequält; vor jedem ärztlichen Attest gezittert, vor jeder neuen Aufführung gebebt. Habe vermittelt und versöhnt, geschlichtet und beschwichtigt, bin gekränkt und verkannt worden; habe tausend Briefe empfangen und geschrieben, um Lappalien; habe lächeln müssen, wo ich vor Ingrimm weinen wollte; und habe eingesehen, daß ich zum Direktor eines Theaters im Interesse Anderer noch weniger tauge, als in meinem eigenen, weil meine peinliche Gewissenhaftigkeit mich zu rücksichtsvoll, zu bedenklich macht."

Daß diese Aeußerungen für Breslau paßten, muß ich bezeugen. Traurig, wenn sie auch auf Bühnenverwaltungen anderer Städte und auf deren Publikum Anwendung finden sollten!

Genug, am fünfzehnten März 1845 schlug dem Abgemarterten die Erlösungsstunde. Krank und verstimmt floh er nach dem kleinen, reizenden Badeorte Charlottenbrunn, und suchte sich dort in der schönen Natur, und im belehrenden Umgange des Apothekers und Brunneninspektors Dr. Beinert, (den er in einem Widmungsgedichte: „Centrum von Charlottenbrunn" anredet,) zu erholen. Im Juli verließ er die Berge, um sie mit den niederschlesischen Waldungen zu vertauschen,

die stets heimatlichen Zauber auf ihn üben. Er folgte einer Aufforderung ins fürstliche Schloß Trachenberg. Dort schrieb er den fünften und sechsten Band der „Vierzig Jahre," unbedenklich, was Wahrnehmungen, Lebensansichten, eigenthümliche Gedanken und ausgebildeten Styl anlangt, die reifste seiner schriftstellerischen Arbeiten. Der Winter trieb ihn wieder nach Breslau, wo er vielbesuchte Vorlesungen hielt, viel in Gesellschaften sich umher trieb, sonst aber, eigenem Geständnisse zu Folge, nicht fleißig war. Es spukte schon die Reiselust vor, die sich seiner noch einmal bemächtigen wollte. Damit ihm jedoch, ehe er sein halbes Jahrhundert beschlöße, keine Thorheit der jüngeren Jahre geschenkt sei, und er vorher wieder durchmache, was vor dreiundzwanzig Jahren über ihn verhängt worden, mußte eine Kunstreitertruppe erscheinen, die ihn in krankhaftes Entzücken versetzte. Er führt freilich zu seiner Entschuldigung an: „Sie hieß Lejars und Cuzent" — Wir wollen das gelten lassen und mit dem Verfasser der „Vagabunden" nicht weiter ins Gericht gehen. Vielmehr wollen wir ihn über Wien nach Steiermark geleiten, wo er in Graz seine Tochter besucht und sich zum Erstenmale in der Würde eines Großvaters versucht. Dann folgen wir ihm auf seiner schon früher beabsichtigten „Kunstreise," die jetzt — allerdings etwas spät und in vorgerückten Jahren, — zur Ausführung kommt, nach Dresden, Magdeburg, Halberstadt, Quedlinburg, Ballenstädt, Bernburg, Braunschweig, Wolfenbüttel, Hannover, Bremen, Oldenburg, Celle u. s. w. Ueberall findet er günstige Hörer, wohlmeinende Gönner, gefällige Freunde. Es ist ein Vergnügen zu lesen, wie die Besten und Edelsten ihm Hand und Herz entgegen bringen. Und darin ist er glücklich zu preisen, — mag er auch sonst, durch Geschick und eigene Schuld, noch so schwer zu tragen haben und nicht

unter die Begünstigten auf Erden gehören, — darin ist er glücklich zu preisen, daß seine Persönlichkeit sich überall Anerkennung, sein Talent überall Geltung gewinnt. Oftmals eines dur h das Andere. Er gehört zu jenen Schriftstellern, die von ihrer Persönlichkeit durchaus nicht getrennt werden können. Des Menschen und des Autors Fehler und Vorzüge verschmelzen ineinander.

In Hamburg macht er neue Bekanntschaften und erneuert alte. Dort bringt er das Pfingstfest (1847) zu und fliegt von dort abermals zu den Seinigen in Graz, nachdem er vorher noch eine Maifahrt nach Kiel unternommen und sich an den saftgrünen Wäldern bei Düsterbrook erfrischt hat, ohne daselbst öffentlich aufzutreten. Auf der Reise nach Graz verweilt er denn auch in Berlin, Dresden, Teplitz, überall umschwirrt und umrauscht von Klängen und Sängen, welche das Leben der Thiere und Bäume in den trachenberger Wäldern hervorgerufen hat. Die Wonne jugendlicher Produktionslust will sich des fünfzigjährigen Poeten bemächtigen, und er zieht wie neugeboren mit seinen Liedern umher. In Graz, mitten unter den Seinigen, empfängt er einen Ruf des trachenberger Fürsten, der „seinem ländlichen Aufenthalte auch ein Stück von einem Hauspoeten einverleiben will; wie man wohl auch in reichen Obst- und Gemüsegärten ein Blumenbeet anlegt."

Holtei meint, dafür hätte Seine Durchlaucht eine Celebrität gewinnen können, die stolzer blühte, und deren Name heller klang. Ihm (dem Fürsten) aber schien es darum zu thun, daß der alte Wanderer den Rest seiner Tage friedlich, sicher und behaglich zubringen möge; und um nicht den Verdacht zu erwecken, als wolle Er einem Bettler Asyl im Schlosse geben, trug er dem schlesischen Dichter zugleich die

Stelle eines Bibliothekars an, die mit freier Station angemessenes Jahrgeld verbände.

In Trachenberg werden Jagden mitgemacht, Hunde spazieren geführt, (einer, Bello gerufen, wird sogar besungen,) Wälder durchstreift, Besuche in der Nachbarschaft abgestattet, Bücher geordnet. — und dabei wird ein Buch vollendet und dem Druck überantwortet. Eins der frischesten Erzeugnisse moderner Poesie, das hübsche, fröhliche Thier- und Baum-Vademekum: „Stimmen des Waldes.“ Es erscheint im Buchhandel, und der anerkennende Gruß, der ihm aus Nähe und Ferne „Willkommen“ ruft, belebt des Verfassers oft irre gewordenes Vertrauen auf sein Talent .... Da brechen die Februartage in Paris, die Märztage in Deutschland aus und erschüttern die Welt, daß sie aus ihren Fugen zu weichen droht. Die nächste Nachbarschaft insurgirender Polen erweckt gerechte Bedenklichkeiten; der Schloßbibliothekar empfängt den Auftrag, die Fürstin mit den Kindern nach Wien zu geleiten. Dieß gethan, begibt er sich nach Graz, in der Hoffnung, dort Ruhe zu finden. Aber sie herrscht in Steiermarks Hauptstadt eben so wenig, als irgendwo. und endlich folgt er dem Fürsten, der unterdessen seine Familie selbst abgeholt hat, wieder nach Trachenberg. Von friedlicher, heiterer Existenz ist auch dort nicht mehr die Rede. Mißtrauen, Aufhetzereien, Uebergriffe, Verletzung aller Rechte, fortdauernde Händel weit und breit verbittern das Landleben. Der Fürst erklärt, daß bei solchen Zeitläufen die Gründung einer erweiterten Majoratsbibliothek und die Ausführung projektirter großer Bücher-Ankäufe unterbleiben müsse. Ein Bibliothekar ohne Bibliothek, eine Anstellung ohne Beschäftigung, ein Jahrgehalt ohne Dienstleistung verträgt sich nicht mit dem Zartgefühl eines Menschen, der sein Leben lang lieber gab, als nahm. Er reicht seine Entlassung ein und entfernt

sich von dem geliebten Trachenberg, von den Freunden, deren er in Schloß und Städtchen viele zählt, mit innigem Grame, mit kummervollen Gedanken.

Wo wollte er hin? Was sollte er beginnen? Wer würde in den Stürmen der Zeit auf die Stimme eines Künstlers achten, der obenein diesen Stürmen und dieser Zeit entschieden abhold war, und es nicht verschwieg: er wolle für einen Reaktionär gelten? Er, dem man bisher wohl vorgeworfen, daß er ein Demokrat, ein Revolutionär, ein Polenfreund sei? der dafür leiden müssen, in Berlin? Je nun, es erging ihm, wie es vielen ehrlichen Leuten ergangen ist in jenen verhängnißvollen Tagen. Er selbst hatte sich vielleicht für einen versteckten Republikaner gehalten? Hatte Mancherlei zu tadeln, zu klagen, zu murren gehabt! Und als der Thron wankte, schlug es in hellen Flammen bei ihm heraus, daß er ein treuer Preuße, daß er ein aufrichtiger Royalist sei. Wenigstens darf man denen, die es 1848 so laut sagten und eingestanden wie Holtei, nicht den Vorwurf machen, sie hätten eigennützige Absichten dabei genährt. Im Gegentheil!

Da fragt er sich: „Aber wohin? Mit welchen Mitteln? Und wie existiren? Noch einmal mit dem Wanderstabe in die Welt ziehen? Und in welche? In eine wilde, tobende, fast anarchische? In eine den Künsten und dem Künstler feindselige? — Ich sann und grübelte und grämte mich. Stadt für Stadt, Land für Land ging ich in meinen düstern Träumen durch; kein Ort, kein Name lachte mich mit Hoffnung an, wenn ich seiner gedachte. Endlich blieb der unstete Blick auf Hamburg haften: Hamburg ist ja eine freie Stadt; sie hat ja, was die Agitatoren in unsern Ländern erstreben, warum sie Dorf und Stadt aufrühren. In Hamburg wird von Politik nicht die Rede, dort wird der Friede

zu finden sein, den der Künstler braucht, wenn er nicht verhungern soll." U. s. w.

Da heißt es ferner: „Ach, es bedurfte nur weniger Tage, um mir anschaulich zu machen, daß es in Hamburg nicht anders stand, als ich es in Graz, Wien, Preßburg, (über Preßburg war er zuletzt von Graz nach Schlesien gegangen,) Breslau und Berlin verlassen. Diese Wahrnehmung schlug mich nieder, in so ferne sie meine Hoffnung auf ein paar ruhige, ungestörte Monate vernichtete. Aber sie erhob mich auch wieder, geistig und gläubig, weil sie mir mit eindringlicher Stimme zurief, daß es kein zufälliges, menschliches, übermüthiges Beginnen sein könne, welches den Sturm der Zeit durch alle deutschen Länder bis an die Küsten des Meeres hin anfachte; daß der Geist Gottes auch im Unwetter walte; daß auch aus dem Wahnsinn des Augenblicks die Weisheit des Ewigen rede!"

— Gut gebrüllt, Löwe! So gefällst Du mir, alter schlesischer Landsmann. —

Fürs Theater zu arbeiten, fehlte die Unbefangenheit. Wie sollte ein Royalist um den Beifall demokratischer Schreier zu buhlen wagen? Seine Ansichten in Journal-Artikeln aussprechen zu wollen, wäre mit Gefahr für gesunde Gliedmaßen verknüpft gewesen. Blieben also: die oft erprobten dramatischen Vorträge. Sie wurden begonnen, fanden jedoch, aus auf der Hand liegenden Ursachen, kein großes Publikum; zu den Kämpfen der Parteiungen, zu den Geißeln erbitterter Aufregung und giftig genährter Gehässigkeit, hatte sich auch die Cholera eingefunden. Er las vor leerem Saale. Der Bursch, den er als Diener angenommen, sagte ihm eines Abends beim Ankleiden: „Es ist heute wieder sehr leer. Aber

warum hat der Herr auch nicht ein anderes Metier ergriffen? Seiltänzer, oder auch Zauberer stehen sich weit besser. „Du hast Recht, Peter," entgegnete der Vorleser Shakspears; „jetzt kann ich doch nicht mehr umsatteln; es ist zu spät."

Von Hamburg ging er nach Schwerin, wo er alsogleich Gönner und Freunde fand: auch von Seite des Großherzogs und dessen Mutter, der Großherzogin Witwe, gern gesehen wurde. Rostock, wohin er sich verlocken ließ, war kein gutes Feld für ihn. Er machte bald linksum, that noch in Schwerin sein Bestes für die Armen, (das darf man ihm nachrühmen, diese hat er nie vergessen,) und pilgerte nach Lübeck, wo er den von ihm hochverehrten E. Geibel aufsuchte, neue interessante Bekanntschaften und über alles Erwarten „glänzende Geschäfte" machte.

Müßig war er daneben auch nicht gewesen: Er hatte eine gelungene Bearbeitung der shakspear'schen „Komödie der Irrungen" für die deutsche Bühne vollendet.

Das Neujahr (1849) verlebte er in Hamburg und gratulirte dem dortigen Publikum durch einen in Form eines Monodrama's abgefaßten, originellen Prolog, den Davison meisterhaft darstellte.

Im harten Winter des Januar sucht er abermals sein theures Bremen auf, wo ihm so viele Huld zu Theil ward, wo so viele ihm wohlwollen, wo zwar jetzt auch die Nachwehen des gewaltigen Märzfiebers noch wirken, wo es ihm aber doch sehr gut geht. Da lieset er vor, da dichtet er Festlieder, da besucht er die Oldenburger, da lebt er mit den Bremern, da vergißt er fast die Welt und ihre Streitigkeiten. Unterdessen haben einige Damen in Hamburg, „Therese" (Frau von Bacheracht) an der Spitze, ein Abonnement für einen zweiten Kurs dramatischer Vorlesungen eröffnet, und wie er von Bremen nach Hamburg zurückkehrt, findet

er dort einen gedeckten Tisch, eine reichbesetzte Tafel, und darf nur zulangen. Da lebt er im Monat März völlig auf und macht sich, -- nach langer Pause, — wieder einmal an eine dramatische Arbeit von eigener Erfindung. Als Vorläufer sendet er die „Komödie der Irrungen" über die Bretter, die entschiedenes Glück macht.

Dann rückt er mit seinem Drama, in Bremen empfangen, in Hamburg geboren, unter Marrs und Davisons feurigster Protektion heraus. O weh! Es behandelt die Fragen der Zeit! Es will gerecht, wahr, unparteiisch sein. Es ist den Aristokraten zu freisinnig, und den Frommen zu ruchlos, und den Rothen zu schwarz-weiß und zu schwarz-gelb, und den Juden zu christlich, den Christen zu jüdisch, den Protestanten zu katholisch, den Demokraten zu aristokratisch; es stößt die Meisten vor den Kopf und gefällt nur Wenigen. Zu diesen Wenigen gehöre ich. Ich sah es in Breslau darstellen, wo Döring die Rolle des Juden als Gast spielte. Es erregte auch bei uns Zwiespalt im Parterre, und durfte nur mit Weglassung des dritten Aktes wiederholt werden. Ich halt' es für des Verfassers bedeutendste dramatische Konzeption. Der Jude ist ein vortreffliches Charakterbild und wären nicht so viele andere Bedenklichkeiten, die im Stoffe liegen, dazwischen getreten, das Schauspiel „Zum grünen Baum" hätte durchgreifen müssen. Ein geistvoller Freund schreibt darüber an Holtei: „Mich hat Ihr Stück den ganzen Tag über gedrückt, wie ein Alp; seine Wirkung hat lastend auf mir gelegen. Glück machen kann es nicht. Jetzt nicht. Vielleicht in zehn Jahren? — Ich fasse Sie! Aber das Gleiche dürfen Sie nicht von Allen erwarten." —

Eine Maifahrt nach Schwerin, die den niedergebeugten Dichter aufheitern soll, wird durch ungebührliche Kälte ver-

dorben. Erst bei seiner Rückkehr nach Hamburg geht ihm ein Frühling auf. Zwei große deutsche Schauspielerinnen sind es, die ihn erheben, begeistern, jung machen. Fanny Elßler versöhnt ihn mit dem stets von ihm gehaßten Ballet, — oder eigentlich auch nicht; denn er fühlt sich eben nur ergriffen und entzückt von ihrer mimischen Darstellung, von dem poetischen Zauber ihrer „Schauspielkunst ohne Worte." Er widmet ihr ein sinniges Geburtstags-Gedicht. Die Andere ist Luise Neumann, die er in Hamburg zum Erstenmale als „Lorle" sieht und sich seiner Thränen dabei rühmt.

Mit dieser von ihm in jeder Beziehung so hochverehrten und von ihm bei jeder Gelegenheit gepriesenen Freundin, bringt er denn seine zweite szenische Bearbeitung eines shakspear'schen Lustspiels: „Viel Lärm um Nichts" ebenfalls in Hamburg zuerst auf die Bretter. Sie und Davison sind Beatrice und Benedikt.

Holtei's Bearbeitungen (auch die unter seiner Führung in Breslau gegebene des Coriolan,) unterscheiden sich von den meisten andern dadurch, daß er sich nicht begnügt, zu streichen und Worte zu ändern, sondern daß er sich bestrebt, den häufigen Dekorationswechsel zu vermeiden, indem er wo möglich, Einheit des Ortes herzustellen sucht. Auf Shakspears Bühne war das Nebensache, weil nicht realiter verwandelt, die Verwandlung nur angedeutet wurde. Wir dagegen werden durch häufig geschobene Kulissen zur Verzweiflung gebracht. Darauf sollten diejenigen hauptsächlich bedacht sein, die den britischen Koloß in moderne Formen zu zwängen versuchen.

Mit Luise Neumann zugleich verläßt er Hamburg und eilt über Berlin und Wien wiederum nach Steiermark. Dießmal hauptsächlich, weil die hamburger „Verfertiger der Welt-

geschichte," (wie er sie schilt,) unermüdlich sind in Verbreitung furchtbarer Gerüchte über die Zustände in Ungarn, Steiermark, Oesterreich. Er will sich selbst überzeugen, was daran wahr, was erlogen sei? will im schlimmsten Fall, was Kindern und Enkeln droht, mit ihnen gemeinsam erdulden. Da kommt er nun gerade zurecht, um von Görgey's Kapitulation, von Haynau's Marsch nach Temesvár zu vernehmen, alle fabelhaften Gefahren, die Graz bevorstehen sollen, für nichtig zu erkennen, und zur erwarteten Ankunft des jugendlichen Monarchen ein Festspiel: „Der Kaiser kommt," zu schreiben, welches er später drucken läßt und mit einem feurigen Gedichte dem Banus von Kroatien zueignet. Im November (1849) folgt er einer abermals an ihn ergehenden Einladung, in Hamburg Shakspear zu lesen, hält sich dort (und in Altona) bis Ende Januar auf, geht im Februar (1850) nach Ludwigslust, wo er gleichfalls ein Abonnement vorbereitet findet und zugleich den siebenten Band der „Vierzig Jahre" schreibt; bringt den März in Schwerin zu, ebenfalls vorlesend und den achten Band beginnend, obgleich, hier wie dort, Geselligkeit und Freundschaft ihn viel in Anspruch nehmen. Die Huld des schweriner Hofes, die sich immer gleich bleibt, verschafft ihm die Ehre und das Glück, auch während kurzer Anwesenheit der edlen Herzogin von Orleans nach Ludwigslust zurückberufen zu werden. Dann bricht er auf; dießmal wie es scheint, dem deutschen Norden für immer Lebewohl zu sagen. Denn er nistet sich in Graz förmlich ein, und kauft sich einen Schreibtisch.

Da weilt er nun heute noch, Alle Lügen strafend, welche ihm nachspotteten: er könne es nicht lange auf einem Flecke aushalten. Außer zwei Ausflügen nach Wien (1851) und nach Prag (1855) hat er seit sechs Jahren Steiermark nicht

verlassen. Und wahrlich, er hat nicht viel Zeit gehabt zum Reisen, oder auch nur zum Spazierengehen, was leicht zu berechnen ist, wenn man die Reihe der Bände zusammenzählt, die in dieser Frist unter seinem Namen ausgegeben wurden, und deren nach oberflächlicher Schätzung mehr als zwanzig sein dürften; vielerlei in Zeitschriften und Kalendern zerstreute Erzählungen, Aufsätze, Gedichte daneben gar nicht in Anschlag gebracht. Das Feuilleton der berliner spener'schen Zeitung vom 19. Juni d. J. enthält Reiseberichte eines geistvollen Touristen, der auf dem Wege nach Italien Graz berührte und vom Genius loci (so benennt er Holtei'n) redend, sagt: „Seine Liebenswürdigkeit im persönlichen Umgange, die Vielseitigkeit und Lebhaftigkeit seiner Unterhaltungsgabe, das rege Interesse an allem Lebendigen, alles dieß ist unverändert an ihm. Er ist sehr fleißig. Wie ich glaube, muß er es auch sein. Denn er hat der deutschen Nation in seinem Leben zu viel Unterhaltung und Ergötzung gewährt, als daß sie ihn in landesüblicher Weise dafür nicht mit der Nöthigung belohnen sollte, nun auch, bis an das Ende seiner Tage, des Lebens Nothdurft mit der Feder in der Hand zu erwerben.“ —

Mag sein! Und es thut mir herzlich leid um meinen alten Landsmann, wenn es so ist. Aber ich kann nicht umhin, ihm dabei die Frage zu stellen, die Valentin in Raimunds Verschwender seinem ehemaligen Herrn stellt, nachdem dieser dem treuen Diener seines Lebens und seines Unglücks Geschichte erzählt hat: „Sein Euer Gnaden nicht vielleicht selber a Bißel Schuld d'ran?“ —

Um desto tröstlicher lieset sich dann der Nachsatz in der Spener'schen: „Glücklicherweise glaube ich jedoch, daß Holtei noch immer mit innerer Freudigkeit, und gleichsam

dem, ihn bewegenden Naturgesetze zufolge, literarisch thätig ist!"

Und wir setzen hinzu: möge es dauern bis an sein Ende.

Wir haben ihn begleitet bis hierher. Es ist mir noch Bedürfniß, meine Ansicht über ihn im Allgemeinen auszusprechen.

Was den Menschen betrifft, so hat er sich selbst unbefangen genug geschildert, und er zeigt sich wie er ist. Da finden wir Leichtsinn und Schwäche; kecken Muth und trostloses Verzagen; Energie, ohne Ausdauer; Fantasie ohne Zügel; viele Thorheit, keine Bosheit; krankhafte Empfindlichkeit, ohne Spur von Neid oder Mißgunst; Menschenliebe und Freigebigkeit; Pflichtgefühl gegen Andere, seltener gegen sich selbst; Bescheidenheit, die noch bescheidener wäre, wenn sie nicht häufig von sich selbst redete; Uneigennützigkeit bis zur Ziererei! (Als er auf Befehl des Fürsten Staatskanzler die neue Volkshymne [Wien 1835] einlieferte, war seine einzige Bitte, daß man ihm nichts dafür zahlen möchte!) Leicht gekränkt, noch leichter versöhnt; seit 1848 forcirter Konservativer, im Leben und in seinen Ansprüchen reiner Demokrat. Wodurch er sich von vielen Royalisten und Demokraten der neueren Zeit unterscheidet, liegt meines Erachtens darin, daß er zu keiner Zeit bemüht gewesen ist, etwas zu erreichen! Das geht aus seinem Charakter hervor und bezeichnet ihn. Im Ganzen mag sich's wohl mit ihm leben lassen.

Den Schriftsteller, den Künstler, beurtheilen wir nach seinen Leistungen.

Als lyrischer Dichter zeichnet er sich durch seine volksthümliche Richtung aus. Viele seiner Lieder klingen nach und leben fort. Was er als Gelegenheits-Dichter gewirkt,

ist nicht mehr zu übersehen, weil, wie er in der Vorrede zur vierten Auflage seiner Gedichte (Hannover 1855) sehr richtig andeutet, gerade das Beste in dieser Gattung, nur dem Augenblicke bestimmt, mit diesem verhallt. Was jene Sammlung in buntem Gemische enthält, wie ungleich an Werth es auch sein mag, zeigt Gefühl, und bei leichter gefälliger Handhabung der Formen, eine gewisse unaffektirte Natürlichkeit, die immer wohl thut. Die „Stimmen des Waldes," haben wir schon oben erwähnt. Die zweite Auflage derselben (Breslau 1854) enthält allerlei Nachträge, von denen besonders ein Märchen „Die Maulwürfe" als allerliebst hervorzuheben ist. Ueber die „Gedichte in schlesischem Dialekt" sprechen wir schließlich. — Wie viel Prologe, Epiloge u. s. w. er gemacht; wie viele Künstler und Künstlerinnen er in Ernst und Scherz gefeiert; bei wie viel Festen er durch Lied und Wort mitgewirkt, das weiß er wahrscheinlich selbst nicht mehr, und man kann es ihm, zu Tadel oder Lob, eben so wenig nachrechnen, wie seine kritisch-artistischen, publizistischen und anderweitigen Beiträge zu verschiedenen norddeutschen Blättern. Gewöhnlich hat er letztere ohne Namens-Unterschrift, nur im Interesse einer guten Sache, und aus Gefälligkeit für ihm bekannte Redakteure geliefert. Daß er mit den verschiedenartigsten Menschen in Berührung kam, ist von seinem Vagabunden-Leben unzertrennlich; daß er überall und immer mit den Besten und Edelsten in Verbindung trat, das zeigen seine Memoiren; und ich könnte, wenn es der mir zugestehende Raum noch gestatten wollte, ein langes Verzeichniß von Namen mittheilen, welches ich zu diesem Zwecke ausgezogen habe.

Was nun Holtei's Verdienste als Schauspieler betrifft, so können wir nicht anders, wir müssen ihm beistimmen, wenn er von sich sagt, er sei als solcher stets ein Dilettant

geblieben. Wer seine theatralische Laufbahn verfolgt, muß begreifen, daß es nicht anders sein konnte. Dennoch hat er in einigen der eigens für ihn geschriebenen Rollen entschiedene Wirkungen erreicht und vielleicht größere, wie mancher ungleich bessere Schauspieler. Unbedenklich war er mehr Naturalist, als Künstler. Jedoch brachte er etwas mit auf die Bühne, (ich rede von seinem Auftritt in reifern Jahren), was gar Vielen um ihn her mangelte; was er sich als dramatischer Vorleser in Fülle gewonnen. That einerseits, wie ich oft behaupten hörte, der Vorleser dem Schauspieler Schaden, so hatte sich doch auch anderseits Letzterer bei Ersterem gar sehr zu bedanken für die feine Artikulation, die von Geist und Gefühl durchdrungene Rezitation, die alles „Deklamiren“ verschmähte, und natürlich, einfach, wahr, klar vortrug.

Holtei's Verdienste als Vorleser Shakspears sind zu bekannt, um hier noch einmal rekapitulirt zu werden. Wo er sein Pult aufschlug, merkten alsogleich sämmtliche Buchhändler die Nachwirkung: Bestellungen auf Shakspears Werke kamen von allen Seiten.

Von allen gelehrten und ungelehrten, berufenen und unberufenen deutschen Komentatoren des britischen Dichters hat keiner so viel zum Verständniß und zur Verbreitung desselben beigetragen, als mein Landsmann Holtei durch seine lebendige, vielgestaltige, unermüdliche und Jedermänniglich verständliche Art und Weise. Er auch ist es gewesen, der — namentlich in Berlin und Wien, — durch seine Leseabende manchen großen Werken gleichsam den Weg auf die Bühne bahnte, nachdem er große Hörerkreise vorher vertraut damit gemacht hatte. Und dafür sei ihm Dank! Wie auch dafür, daß er dieses seltene und zur höchsten Virtuosität bei ihm ausgebildete Talent immer und überall benützte, Gutes für die

Armuth zu wirken. Einer meiner Bekannten, der ihn kürzlich auf der Durchreise in Steiermark besuchte (Hofrath K.), hat aus vorhandenen Quittungen und andern Papieren zusammen gerechnet, daß Holtei schon weit über 10000 Thaler für wohlthätige Zwecke abgeliefert; er selbst dürfte kaum so viel Kreuzer besitzen.

Der Theaterdichter, — und sein Sündenregister liegt in einem dicken Band zusammengedruckt vor mir, — hat freilich mitunter arge Fehlgriffe gethan; und wenn auch die mißlungensten seiner Versuche in der Sammlung fehlen, so bleibt noch genug übrig, was man nicht loben, was man nicht vertheidigen, nicht einmal entschuldigen kann, will man auch gern eingestehen, daß sogar in der geringsten dieser Arbeiten, stets eine mehr oder weniger eigenthümliche Grundidee lebt, die jedoch oft so tief versteckt sitzt, daß sehr guter Wille dazu gehört, sie herauszukitzeln. Im Fache des Liederspieles und der harmlosen Posse hat er hübsche Sachen geliefert: „Wiener in Berlin." — „Der Kalkbrenner," — „Ein Achtel vom großen Loose," — „Margarethe" — „Der schottische Mantel," — „Dreiunddreißig Minuten," — „Die weiblichen Drillinge" u. A. m. werden, munter gespielt, stets noch günstige Aufnahme finden. Von heroischen, sentimentalen, melodramatisch gehaltenen Liederspielen zeichnen sich „Der alte Feldherr," — „Erinnerung," — „Lenore" aus. Auch „Wiener in Paris" behaupten sich noch, obwohl ursprünglich ein Gelegenheitsstück, deren er viele, recht sinnige, geliefert. Zu seinen bedeutenderen Dramen gehören: „Ein Trauerspiel in Berlin," — „Lorbeerbaum und Bettelstab," — „Shakspeare in der Heimat," — „Hanns Jürge," (Die Perlenschnur,) — „Zum grünen Baum," — (letzteres noch Manuskript).

Summa Summarum mögen etliche und sechszig größere wie kleinere Stücke von ihm über die verschiedenen Bühnen

gegangen sein, von denen wirklich nur ihrer drei dezidirt ausgepfiffen; gar manche aber ohne Sang und Klang zur ewigen Ruhe bestattet wurden. — Sei ihnen die Erde leicht!

Wir wenden uns jetzt, nachdem wir seine ganze Vergangenheit auch in litteris abgethan, dem gegenwärtigen Holtei zu, der sich — obwohl er, 1797 geboren, im nächsten Januar sein Sechszigstes vollendet, — mit resoluter Jugendkraft dem Romane zugekehrt. Gedenken wir zuerst seiner kleineren novellistischen Arbeiten, so begegnen wir in Kobers Album drei Erzählungen: „Ein Mord in Riga," — „Ein vornehmer Herr," — „Schwarzwaldau." Sodann (Leipzig 1855) „Drei Geschichten von Menschen und Thieren." (Der Katzendichter, der Kanarius, das Hundefräulein). Endlich einer ganzen Folgenreihe von Novellen aus früherer oder späterer Zeit, vermischten Aufsätzen, biographischen Skizzen u. s. w. unter dem Titel: „Der obernigker Bote," *) (Breslau 1854.) Dieses letztere Sammelwerk erschien bei Trewendt und Granier, in unserer Vaterstadt, wo denn auch seine drei größeren Romane: „Die Vagabunden," — „Ein Schneider," — „Christian Lammfell" erschienen sind. Sie haben ihre Widersacher gefunden, — es hat ihnen nicht an Gönnern und freundlichen Lesern gefehlt. Mir, für meine Person, ist und bleibt Christian Lammfell das Beste, was Holtei geschrieben hat und überhaupt jemals schreiben kann. Mag das fünfbändige Buch Längen und Breiten haben . .

*) Einige der darin enthaltenen, so wie einige der früher genannten Erzählungen standen zuerst in der prager Zeitschrift Bohemia, die auch später noch einen lobenswerthen Beitrag dieser Gattung: „Frau Hart" von unserm Verfasser mittheilte, und fortdauernd Beiträge von ihm bringt.

Diese werden aufgewogen durch den Geist der Liebe, der Duldung, der Entsagung, der kindlichen frohsinnigen Heiterkeit, der sich durch ein heiliges, einfältiges, achtzigjähriges Leben dahin zieht, und dem Leser wohl thut.

Dreierlei scheint mir bei den meisten von Holtei's Erzählungen hervorzuheben: Der angenehme, ungezwungene, sauber ausgearbeitete Styl; die fast immer durchblickende, bisweilen geradezu ausgesprochene Tendenz, „Der Mensch lerne entbehren, sich resigniren, in sich zufrieden leben!" Endlich aber, — und das ist es, was mich, den Schlesier, an ihm und seiner jetzigen Schriftstellerei so innig freut: Der vaterländische, provinzielle Ton, die heimatliche Farbe aller seiner Bücher, die vielleicht als allzukindliche Naivetät bespöttelt werden mag, die dafür aber auch den geistigen Erzeugnissen des Mannes einen sichern, festen Standpunkt im Durcheinander deutscher Produktionen anweiset, und auch für die Zukunft verbürgt.

Die breslauer „Morgenzeitung" sagte dieser Tage in einer Besprechung des so eben erschienenen trewendt'schen Volkskalenders: „Wo Holtei weilt, da ist Schlesien!" Das ist ein treffender Ausdruck. Jeder Jahrgang des genannten Kalenders bringt die poetische Bestätigung desselben. Und da wären wir bei seinen „schlesischen Gedichten." Die zweite Auflage (Breslau 1850) enthält noch nicht, was in den letzteren sechs Jahren vereinzelt erschien: „A Prisel," — „Die Kitschel," — „Immer noch Kandidate" u. s. w. Doch enthält sie des wahrhaft Schlesischen, des längst ins Volk durch Wort und Lied Uebergegangenen genug um auch rückwirkend etymologische Bedeutung erlangt zu haben. „Wer Schlesien und die Schlesier kennen lernen will, greife zu Holtei's Gedichten" (deutsche Wochenschrift von Karl Gödeke, 1854, Quartal II, Heft 21.)

Eine dritte Auflage dieser „schlesischen Gedichte“ dürfte dieß noch entschiedener bewähren. Möchte der Verfasser sie erleben! Wie ich höre, soll er jetzt viel kränkeln? Nun, gespart hat er nichts in jungen Tagen, um in alten hinfällig zu werden. Er hat sich nicht geschont; weder im guten, — noch im üblen Sinne des Wortes. Und so trag' er geduldig, was über ihn verhängt ist. Er stärke und erhebe sich aber auch in dem Bewußtsein, daß sein Fleiß, sein redlicher Wille, sein unausgesetztes Bestreben nicht ohne Anerkennung geblieben; daß ihm viele gute Menschen gewogen sind; daß es ihm gestattet ist, die schönen Worte auf sich zu beziehen, die unser gelehrter und verehrter Landsmann, Dr. Karl Weinhold, ihm vor zwei Jahren an seinem Geburtstage zurief, und deren letzte Zeilen ich als Schluß meines Aufsatzes abschreibe:

„Daß er
Von Heimatslaub ein Reis sich winde um
Die Stirn, das grüner bleibt und duftiger,
Als aller wel'scher Lorbeer. —
Wird Dir auch
Das Haar schon grau, Du kannst nicht Innen altern,
Und wenn Dein Lied vom Pflüger wie vom Krieger
Gesungen wird, wenn jedes Herz, das sich
An seine Heimat klammert, eine Ranke
Aus Deinem Walde faßt, um fester sich
Zu halten, — fühl's!
Dann weh't ein Hauch verjüngend
Dir an das Auge; und, wenn's einst geschlossen,
Weckt dieser Hauch Schneeglöckchen auf, die Dir
Ein himmlisch Auferstehungsliedchen läuten.“

B. im September 1856.

. . . .

Druck von Kath. Gerstarek, Graz.

So eben erschien in meinem Verlage:

Das wohlgetroffene und sehr schön ausgeführte Portrait

Carl von Holtei's.

Gezeichnet von *C. Riedl*, lithographirt von *J. Kriehuber* in Wien.

Mit dem Motto:
Viel hab' ich im Leben erlebt, geseh'n,
Viel Gutes, viel Uebles ist mir gescheh'n,
Meine redlichsten Freunde: Kummer und Schmerz,
Meine bittersten Feinde: **ich** und mein Herz.

Folio. Preis 1 Thaler.

Für die wohlgetroffene Ausführung dieses Portraits des durch seine „*Vagabunden*" und „*Gedichte*" etc. in weiten Kreisen bekannten und beliebten Schriftstellers bürgen wohl die Namen der beiden Künstler.

Expedition des Albums
in Prag & Leipzig.

Prag 1856. Druck von Kath. Gerzabek